

Martin Kunz

Werden und Entwerden

Ein Bekenntnis zur Individuation

Der Mensch ist das Tier, das keines sein will. Markus Gabriel

Die Wahrheit aber, die in den Dingen oder in der Seele ist, wechselt mit dem Wechsel der Dinge. Thomas von Aquin

Deshalb kann auch Gott, für die, die in Gott die Ursache setzen, nicht alles zum Besten bringen, sondern nur, soweit es möglich ist. Und vielleicht würde er nicht einmal das wollen, wenn sich dadurch die Aufhebung des ganzen Seins ergäbe, das ja aus Gegensätzen und in Gegensätzen besteht. Theophrastos von Eresos

Es gibt aus der Verstricktheit keinen Ausweg.

Theodor W. Adorno

Sie liebte Sicherheit und sie war immer krank. Marica Bodrozic

*Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.*

J. W. v. Goethe

*Ich bin ein Mystiker, gefangen im Körper eines Philosophen.
Ahmad Milad Karimi*

K(I)eine Leseanleitung für diesen Essay

Individuation fordert heraus.

Das Lesen dieses Essays auch.

Bilderwelten, leichtlebige und schwerverdauliche Reflexionen, berührende Vignetten, augenzwinkernde oder ernsthafte Provokationen, muntere Sprachspiele lösen einander ab. Eine übersichtliche Struktur, klare Leserführung, systematische Differenzierungen: dies ist nicht Ziel dieses Essays.

Träume sind für den philosophisch und jungianisch geschulten Autor wichtig. Vielleicht mutet der vorliegende Essay deshalb nicht umsonst manchmal fast traumähnlich an. Vielleicht lässt er sich am besten lesen als der Luxus eines Sprungs in den Kopf, in einen traumähnlich-assoziativen Gedankenfluss, in die persönliche – manchmal intime – Gedankenwelt des selbsternannten Flaneurs.

Sich auf diese ebenso schöpferisch-quere wie zuweilen fast bekenntnishafte Bewegung einzulassen, selbst einem traumähnlichen Zustand sich anzunähern, leichtfüßig, aber bodenständig sich mitzubewegen in diesem Fluss, anzuecken, sich zu formen, den eigenen Gedankenfluss diesem Strom auszusetzen, träumerisch stets realitätsnah zu bleiben oder es zu werden: dies ist die nun vom Leser und von der Leserin geforderte Kunst.

Dies auszulösen, die Kunst dieses bewegenden Essays.

Jasmine Suhner

1

Damit ich oder aus mir etwas werden kann, muss etwas da sein, das werden kann. Was ist das für ein Etwas? Wie können wir es fassen? Es wissenschaftlich fassen hiesse, es ohne jeden Transzendenzbezug zu erklären. Geistlos. Wissenschaft ist, wenn es sich nicht gerade um Theologie handelt, per definitionem der Versuch, die Welt materialistisch zu verstehen. Vorbei sind die Zeiten, da Wissenschaftler, zum Beispiel damals die Newtonianer, die Gesetze der Natur für einen Beleg des kosmisch Guten hielten, etwa die Gravitation für die materialisierte Liebe Gottes. Seit die Wissenschaft die Natur als Niemandsland versteht, hat sie es weit gebracht. Kaum jemand möchte auf die alltagspraktischen Umsetzungen des wissenschaftlichen Materialismus verzichten, sei es auf den Kühlschrank, das Aspirin oder das Internet. Geht es allerdings um Geist, hat der Naturalismus, wenn er sich selber nicht überschreitet, in der Regel nur zu sagen, dass er eine Eigenschaft der Materie oder kurz und bündig, dass er und das Leben überhaupt ein Softwaresystem und das Gehirn eine Art von laufendem Computer sei. Das vertritt zum Beispiel der Physiker und Informatiker *Walter Hehl*. Im Unterschied zu ihm halte ich bis auf Weiteres daran fest: So sehr voraussichtlich Maschinen so ziemlich alle menschlichen kognitiven Leistungen ebenfalls erbringen können, wohl noch besser als wir selber, so sehr werden sie nie verstehen, was sie tun. Ihre Ontologie ist ein Sein ohne Innesein. Maschinen fehlt das quasimagisch Seelische. Dazu nur zwei Beispiele: Im Unterschied zum Menschen träumen Maschinen nicht und Scheinbehandlungen (Placeboeffekte usw.) wirken bei ihnen nicht.

Was die Frage des Geistes betrifft, bleibt *Hehl* allerdings vieldeutig. Er schliesst nicht aus, dass etwa die Mathematik, die Kunst, die Schönheit überhaupt, die Liebe und die Moral Manifestationen von Geist sind, ja von „Religion“. Ich teile seine Meinung, dass es eine Religion vor allen Religionen gibt – und nach ihnen. Dafür, für diese Art Metareligion müsste noch ein Begriff gefunden werden. Entsprechend könnte ich mir eine Metatheologie vorstellen als einen Reflexionsraum über den einzelnen Theologien. Dieser wäre weder der Religionswissenschaft noch der Philosophie zuzuordnen, sondern entwickelte sich zu einer eigenständigen Hermeneutik im Sinne einer da-seinserhellenden Immanenz-Transzendenz-Dialektik, die möglicherweise blosses Denken sprengen würde. Die Systeme symbolischer Problembewältigung bleiben wohl trotz Sozialstaat, Psychotherapie und Kunst im engern Sinne bestehen. Zusammen mit der widerspenstigen Theologin *Jasmine Suhrner*, mit der ich in experimenteller Freundschaft verbunden bin, entdecke ich immer wieder neue Öffnungen, mich von etwas anrühren zu lassen, das ich hier provisorisch und nicht sehr originell *Mysterium* nennen will.

Was vielen Naturalisten abgeht, ist das Nachvollziehen der Unabdingbarkeit der dem Menschen innewohnenden mythischen Seelenwelt, ohne deren Wirklichkeit das Leben des homo sapiens subjektiv bedeutungslos wäre. Dieser Text soll auch ein Plädoyer für seelische Intelligenz sein. Für eine bestimmte auratische Wahrheit des Werdens. Dafür, dass wir unsern besten Momenten die Treue halten, ohne das Beschädigte zu leugnen. Seele, Geist – was für überholter Singsang! Oder wäre es doch klüger, bescheiden zu bleiben, wie etwa *Oliver Sacks*, der eingesteht, dass *bei der Genese der Qualia* (also des subjektiven

Erlebnisgehaltes materieller Prozesse) *etwas geschieht, was unser Verständnis übersteigt?* Nur schon zu verstehen, was jener Aspekt des Geistes ist, den wir Bewusstsein nennen, ist kaum möglich. Wir können es am ehesten als Theater oder mit Sacks bildhaft als Film beschreiben: als einen *Film, den wir drehen, dessen Regisseur wir sind – aber wir sind auch die Mitwirkenden –, alle Bilder, alle Augenblicke sind wir, gehören uns.* Die subliminale Welt, das Unbewusste, ist damit noch gar nicht tangiert.

Wenn Geist im emphatischen Sinne zum Thema werden soll, müssen wir umsteigen: ins naturwissenschaftlich kaum Bearbeitbare, das dem Wahrnehmungsoffenen aber durchaus entgegenleuchtet: in die Schönheiten bildhafter Diskurse; in die Mythopoesie, also in die Welt des Grossen Atems, des Feuers, des Klangs ... Das Mythopoetische ist ein symbolischer Zwischenraum. Was in diesem ist, ist und ist nicht. Der Mythos erzählt gerne Ereignisse so, als wären sie da draussen geschehen. *Elija* fährt auf feurigem Wagen zum Himmel empor, wie im Buch *2. Könige* berichtet wird. Die Entrückung in den Welt-raum ist eine in den Weltinnenraum, in die Psychologik, den Eros des Seelischen hinein. Das Übernatürliche ist zunächst einmal Zwischenweltpoesie.

Von diesem NichtOrt her kommen jedenfalls Impulse in mein Leben. Ist das ganz am Anfang gesuchte Etwas auch hier zu vermuten? Mir ist, als hätte ich mehrmals in meinem Leben einen Entfaltungsauftrag erhalten: das noch Unentfaltete, das noch Eingerollte aus- und entwickeln zu müssen. Den Auftraggeber im Sinne eines Pantokrators gibt es wohl nicht buchstäblich. Wir Mythopoeten wissen indes, dass die Welt nicht nur als Sein oder NichtSein zu fassen ist. Es gibt eine Ontologie des Wirklichen im Zwischen. Wirklich ist das, was wirkt. Zum Beispiel das Poetische. Es spielt im Raum der Imagination. Wird

es über das Literarische hinaus in seiner Wirkung als numinos wahrgenommen, als ob Göttliches anwesend wäre, ist es nicht mehr nur Poesie. Es ist dann wunderwirkend. Dem religiös Glaubenden widerfährt das. Sein Glaube an das Mögliche lässt dieses wirklich werden.

Trotzdem sind die Wege Gottes letztlich nicht aufspürbar. Der Glaubende akzeptiert das. Aber auch wer, wie ich, nicht so reinen Herzens ist, kann in dieses Wirkungsfeld geraten. Etwas wirkt in mir, unbenennbar mächtig und berührend – und manchmal besinnungslos. Man könnte sagen: Es ist die Seele, die sich so äussert. Sie ist, wenn nicht das Woher, das Medium der Offenbarung: des Enthüllens dessen, das wir gerne *tief* nennen; eine vermittelte Selbstmitteilung des Unvermittelten.

Nun gibt es für den wissenschaftlich denkenden Menschen aber auch die Seele nicht mehr. Trotzdem beharre ich darauf, von ihr zu reden. Oder doch vom Seelischen. Ohne es ist alles nichts. Das Seelische ist das raum- und zeitlos als Lebensregung Sich-Ergiessende, ist geheimnisvolles Innen, ist aber auch energetisches Feld dazwischen, ist Matrix des Lebens, Medium von Geist und Materie, Bilderwelt. *Wenn die Welt nicht die Form eines psychischen Bildes annimmt, ist sie praktisch nicht-existent*, notierte C.G.Jung. Am Anfang war das Bild. Wohl eher als das Wort. Wir sind in den Bildern. Vergessen dies leicht, halten unsere Persönlichkeit, *dieses Kräuseln auf dem Ozean des Kollektiven* (C.G Jung) für klug und rational. Was ja nicht ganz falsch ist: Wir wollen und können begreifen. Ich mich. Du dich. Bis das Begriffene am Begriff sich rächt. Ich denke, also bin ich nicht bei mir. Aber ich lebe gerne. Es gibt mich nur einmal. Daraus könnte man wie etwa *Brecht* folgern, das Recht zu haben, ein *Allesfresser* zu sein: *Ich will Timbuktu und ein Kind und ein Haus ohne Tür und will allein sein im Bett und mit einer Frau im Bett.*

Ich versuche, bescheidener zu sein, weiss allerdings nicht, ob mir das gelingt, versuche, ein philosophisches, von der Kunst genährtes Leben zu führen – im freundschaftlichen Gespräch mit Meinesgleichen, dosiert auch mit den mir hart Widersprechenden und Unzugänglichen. Ich will nicht ein unfruchtbarer Selbstbestäuber sein. Ich liebe fragenvermehrnde Antworten, bipolare Deutungen, den Doppelblick. Ich liebe die Musik, die höher ist als alle Moral, liebe das Schöne – es mag für das Gute stehen, das allerdings nur die Hälfte des Ganzen ist. Mit *Nietzsche* als kaum erfüllbares Ideal formuliert: *Leben – das heisst für uns Philosophen alles, was wir sind, beständig in Licht und Flamme verwandeln; auch alles, was uns trifft ...*

Was ich im Folgenden ausführe, beruht auf seelischen Erfahrungen, die ich auf eine bestimmte Weise interpretiere. Ich argumentiere manchmal als Philosoph, manchmal eher mythopoetisch. Und ich argumentiere als einigermaßen heterosexueller Mann, was immer das präjudizieren mag. Man könnte mein Vorgehen als *spekulativen Empirismus* (im Sinne von *Schelling*) bezeichnen. Man kann sich fragen, ob alles hier Dargestellte noch im Rahmen der Vernunft gedacht ist oder ob meine Gedankengänge diese manchmal sprengen. Die Antwort hängt davon ab, was wir unter Vernunft verstehen. Vielleicht ist es klug, mit dem Kulturforscher *Alexander Klose* etwa so zu formulieren: *Zur Vernunft gehören auch ihre Ränder, das, was in einer bestimmten Ordnung des Wissens nicht mehr gesagt und nicht mehr gesehen werden kann.*

Um die Forschungsansätze von *C. G. Jung* in Fragen der Individuation kommt man nicht herum. Er selber bewegte sich denkend irgendwo zwischen den Disziplinen, interpretierte die Philosophen und die religiösen Systeme psychologisch, schützte seine Entwürfe schlecht und recht mit der oft wiederholten Bemerkung: *Erkenntnistheoretisch bin ich Kantianer.* Er

wollte damit sagen, dass er stets von dem rede, was sich zeige und nicht von dem, was etwas unabhängig von seiner Erscheinung ist. Mit Kant gesagt: *Was es für eine Bewandtnis mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Rezeptivität unserer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt.* So sind auch meine Aussagen in diesem Text zu verstehen. Wenn ich also beispielsweise von Gott rede, dann rede ich von Gottesbildern und ihren Wirkungen und nicht von Gott an sich, über dessen Sein oder Nichtsein wir nichts wissen können. Götter sind keine Erfindungen des Bewusstseins. Sie sind Personifikationen des Seelischen; das Seelische, um es gewagt zu sagen, Implikationen „der Götter“. Welche Existenzform diesen aber „an sich“ zukommt, ob es sie unabhängig von ihrer Erscheinung und ihrer geglaubten Wirkung gibt oder nicht, wissen wir nicht. Sie sind Phänomene einer dritten, einer Zwischenwelt. Diese Kategorie erübrigt gewisse Diskussionen über Sein und NichtSein, natürlich und übernatürlich, immanent und transzendent: Das Dritte ist das WederNoch, das Sowohl-alsAuch, das EntwederUndOder.

Der Arzt, Psychologe und Denker C. G Jung verwendete gerne solche Kon- und Disjunktionen: Sie sollen dem paradoxen Wesen des Seelischen gerecht werden. Was ich von Jungs Werk als Analysand verschiedener Analytiker und als analytischer und gestaltender Psychotherapeut, der ich eine Zeitlang selber war, aber auch als kunstnah Arbeitender, als Musiker und Philosoph gelernt habe, fließt in diesen Essay ein.

Zurück nun zur Frage des Sich-Entwickelnden. Wäre ich konsequenter Existentialist, ginge ich radikal davon aus, dass nichts da ist, das einfach auszurollen wäre. Es gibt keine vorrangige Essenz. Mein Wesen wird dadurch, dass ich existiere,

mir selber und andern begegne, dass ich also *in der Welt auftauche und mich danach definiere*, wie Jean-Paul Sartre schreibt. Ich kann und muss mich frei erfinden, ohne dass da ein Plan wäre oder ein Selbstkern, in dem ein Wohin enthalten ist. Ich bin nichts anderes als wozu ich mich mache. Mein Selbstentwurf wäre dann immer auch dem Absurden ausgesetzt, der Angst, dem endgültigen Tod. Und ich bin als Mensch selber immer auch eine mögliche Gefährdung des Menschen. Für den Existentialisten ist der Himmel leer.

Die Architektin, die sich als erklärte Existentialistin deziert ohne Gott eingerichtet hat, seit 35 Jahren mit einem Mann symbiotisch verbunden, der ihr durch einen Schicksalsschlag bzw. den Zufall entrissen wurde, verliert den Boden unter den Füßen, ihr Ich schwindet, sie will – oder kann – nicht mehr arbeiten und weigert sich, ihr Leben neu zu erfinden. Ihr Dasein fortan geprägt durch Angst, Hoffnungs- und Sinnlosigkeit. Eine Deutung, die keinen Möglichkeitsraum eröffnet. Was müsste ihr aus existentialistischer Sicht geraten werden?

Angst kann allerdings auch jene befallen, die grundsätzlich guten Mächten vertrauen: die Angst, als werdende verloren zu gehen im Gestürm der Welt; die Angst, selber destruktiv zu werden. Dieses Gestürm da draussen, die Gesellschaft, das Politische, digitaler, klimatischer und anderer Planetenwandel wird in meinen Überlegungen zu kurz kommen. Auch ökonomische Fragen und Fakten greife ich kaum auf, obwohl natürlich auch sie in unser Werden mitbestimmend hineinwirken. Die Frage, ob beispielsweise das, was wir zur Zeit unter Liberalismus verstehen, nicht zerstört, worauf dieses Verständnis baut, müsste uns beschäftigen. Wohin uns der Überwachungs-kapitalismus führen wird oder was Ausbeutung und Entfremdung heute politisch gesehen heisst und noch viel mehr muss

über das Anthropologische hinaus überdacht werden. Ob ich an möglichen gesellschaftlichen Wandel auf das Humanum hin glaube oder eher nicht, wird die Gestaltung meines Lebens beeinflussen. Umgekehrt: Wenn ich selber offen bin für meine persönliche Transformation, neige ich dazu, auch politischen Wandel im Sinne einer offenen Gesellschaft für möglich zu halten und vehement zu befürworten.

Entfremdung, um doch noch hängen zu bleiben an einem Begriff, der auch anthropologisch entfaltet werden muss, Entfremdung als das Verfehlen dessen, was allem Erscheinenden zugrunde liegt, ist Abrücken vom Eros – verstanden hier als das Wirken des schöpferischen Unter- und Übergrundes der Welt. Weniger blumig gesagt verstehen wir traditionellerweise unter Entfremdung 1. die Tatsache, dass das Produkt der Arbeit nicht dem Arbeitenden gehört; 2. dass die Tätigkeit des Arbeitenden nur ein Mittel ist, um Bedürfnisse anderer zu befriedigen; 3. die Situation, dass die Tätigkeit des Menschen nicht eine freie und bewusste im Sinne eines wesensgemässen Gestaltens ist und 4. zusammengefasst den Zustand des von sich selber, vom andern und von der Natur getrennten Menschen.

Eros ist der Inbegriff der nichtentfremdeten Herkunft und Zukunft, der Hoffnungssubstanz, der Utopieverpflichtung des Menschen. Wir sind weit weg davon. Oft unverschuldet: Wir schleppen mit, was uns angetan wurde. Gesellschaftlich und persönlich. In unserer ruhelosen Gesellschaft muss die Frage nach dem Gehetztsein neu gestellt werden. Die Antwort, psychologisch, ohne das Bedingtsein durch Gesellschaftliches hier mitzudenken, ist wohl die alte: Nur schon fehlende Anerkennung in der Kindheit, die in Bestätigung, Ermutigung, Respekt bestünde, führt dazu, uns als immerzu Leistende beweisen zu

müssen und uns nur so zu spüren; führt zu Wiederholungszwängen; führt zur Selbstsabotage.

Ich bleibe also bei einer anthropologischen Perspektive – der Lebensträger ist der einzelne –, bin mir aber bewusst, dass das, was ich hier thematisieren werde, einem anfechtbaren Gedankenraum entspringt. Schon meine Sprache verrät etwas über meine Zugehörigkeit. Ich kann so, wie ich schreibe, nicht allen genehm sein – nicht einmal mir selber, geschweige denn der Sache. Und selbst die, denen mein Sprachgestus nicht fremd ist, verstehen vielleicht nicht, was ich meine. Auch insofern sind wir alle in einer Blase drin, was nicht grundsätzlich Kommunikation verhindert. Ich bin zwar umfassen von meiner Lebensform, vielleicht befangen, aber nicht zwangsläufig gefangen. Denn diese Hohlräume sind in der Regel transparent, ermöglichen also grundsätzlich Aus- und Einblicke in Nachbarsysteme. Und als schwebende Blasen können sie platzen, sind also alles andere als starr – solange es Blasen sind und nicht gepanzerte Schutzräume und Abwehrdispositive.

Ich gehe in diesem Versuch davon aus, dass der Mensch ein Geistwesen ist. Die lebendige Kraft des Geistes erfüllt den einzelnen und die Menschheit, *er spricht aus ihr, erweist sich in ihr tätig und wirksam*, wie *Wilhelm von Humboldt* in einer kleinen Skizze emphatisch schreibt. So sehr der Mensch Leib ist, also beseelt, so sehr ist er Geist, bewegt sich in einem Möglichkeitsraum, der zur Wirklichkeit einer gegensatzverbindenden Fülle tendiert. Dies auch, wenn der einzelne es nicht wahrzunehmen vermag. Vielleicht bin nicht nur ich, vielleicht ist die Welt als solche unterwegs, *drängt sich der Veränderung entgegen*, wie uns beispielsweise *Ernst Bloch* areligiös und doch voll Inbrunst zeigen wollte. Vielleicht ist selbst die Materie noch nicht bei sich, ist nicht definitiver Klotz, sondern das *In-Mög-*

lichkeit-Seiende (wie *Bloch* noch über das aristotelische Verständnis hinaus imaginiert hat). Die Welt ist nicht nur alles, was der Fall ist (*Wittgenstein*), sie ist auch das, was erst wird. Sie umspannt im Sinne *Blochs* auch *das Drüben, das noch nicht ist*. Hegelianisch gewendet, könnte man sogar die Position der Geistleugner retten, indem wir den Gedanken zulassen, dass noch der Ungeist eine Figur der Selbstentfaltung des Geistes sein könnte.

Das Drüben, das noch nicht ist: Dies denkend aufzunehmen, ohne ins Pastorale zu fallen, ist gar nicht so einfach. Ob da ein Himmel mitwirkt, wissen wir nicht so genau. Es lohnt sich aber, vom Himmlischen im Duft des Metaphorischen zu reden: im Hinblick auf den Menschen. Um dem Raum des Seelisch-Geistigen gerecht zu werden, versuche ich immer wieder mit Bedeutungszusammenhängen zu spielen, was unten ist, nach oben zu tragen, was nach Metaphysik klingt zu verballhornen. Sprache kann nicht anders als ins Äussere übersetzen, auch wo sie Inneres meint. Sie redet räumlich, wo es um Zeitliches geht. Sie ist wesentlich Übertragung. Das höchste Metaphorische ist jenes, das uns hineinträgt ins Erwachen.

Im Folgenden geht es allerdings nur indirekt um Welt und Himmel. Es geht um dich und mich, also um das Werden des Komplexes *Individuum*. Und wenn es um dieses Werden, die Individuation geht, muss vom sogenannten Selbst, von „meinem“ Selbst die Rede sein. Es gilt zwar durchaus, dass ich am Du zum Ich werde. Trotzdem sind die Fragen nach der Innensteuerung und einem allenfalls numinosen Woher zu stellen.

Vielleicht ist das Selbst eine Fiktion. Schon die Substantivierung eines Pronomens muss stutzig machen. Das gilt natürlich genau so für *d a s* Ich. Aber wir gehen intuitiv nun einmal davon aus, dass damit etwas gesagt wird. Der Begriff „Selbst“

wird im Folgenden oft auftauchen und er wird unterschiedlich umschrieben. Er handelt, skeptisch gesagt, vom zentralen Als ob unserer Existenz oder – für jene, die seine Realität erfahren haben: von der zentralen Steuerung aus dem seelischen Urgrund.

*

Vor rund 40 000 Jahren schuf ein Künstler aus dem Zahn eines Mammuts eine Figur mit menschlichem Körper und mit dem Kopf eines Höhlenlöwen. Schon früh schuf also der Mensch Gestalten, die er in der realen Welt nicht gesehen haben konnte. Dieser Löwenmensch existiert nur in der Fantasie. Er ist ein Beleg dafür, dass der Mensch vor Jahrtausenden schon „Kunstwerke“ mit existentiell-religiöser Bedeutung schuf, Figuren, die zeremonielle Funktionen hatten und einer verbindenden Erzählung, einer seelisch-mythischen Weltdeutung dienten. So jedenfalls werden Werke dieser Art heute meist gedeutet. *Wir können uns bildlich vorstellen, wie die Menschen um das Feuer sitzen, ... wie sie dem Klang einer Flöte lauschen, den Zauber betrachten, den die Flammen erzeugen, die Statue in der Hand halten, sich Geschichten über dieses zusammengesetzte Geschöpf erzählen, als wäre es ein Avatar, der sie mit unsichtbaren Geistern, seien sie wohlgesonnen oder gefährlich, in Verbindung bringen könnte. Geschichten von der sichtbaren Welt, aber auch von Welten, die transzendieren und zu denen der Löwenmensch als verwandeltes fantastisches Wesen Zugang verschaffen könnte – nicht als individuelle Erfahrung, sondern als etwas, an dem alle teilhaben können.* So die Kuratorin Jill Cook.

Tierisch-menschliche Figuren kennen wir auch aus Hochkulturen, aus dem Alten Ägypten und aus Griechenland. Übrigens gibt es noch im Alten Testament sieben Stellen, in denen auch

Gott theriomorphe Züge hat: *Birg mich im Schatten deiner Flügel*, singt beispielsweise der Dichter im *Psalm 17*. Der Gott, der Flügel hat, kann sich wie ein Vogel schützend um die Seinen kümmern, sei es im Nest oder in den Lüften. Ein Bild, das zwischen Repräsentation, Symbolik und Metaphorik liegt. Gott und Mensch sind, weil transzendent bzw. transzendierend, mit eindeutigen Bildern nicht zu erfassen.

Transzendieren? Auch für *Sartre* ist der Mensch durchaus ein transzendierendes Wesen. *Mensch sein heisst danach streben, Gott zu sein, oder, wenn man lieber will, der Mensch ist grundlegend Begierde, Gott zu sein*, schreibt *Sarte*. Die umgekehrte Perspektive wäre: Gott, ob mit oder ohne Anführungszeichen, hat sich ein Bild von mir gemacht, und ich habe den Auftrag, diesem nahezukommen. Da wird es ernst. Es geht dann nicht nur um eine provisorische Erzählung. Es wäre dann ein Bestimmtsein, das ich, mich findend-erfindend, stimmig realisieren muss. Oder darf. Ob also der Mensch *imago Dei* ist, immer schon gottähnlicher Entwurf, mehr oder weniger korrumpiert, oder ob alles offen ist im Sinne eines konstruktivistischen Konzepts – wir fallen deutend immer wieder von einem ins andere. Ebenbild Gottes zu sein heisst, bescheiden gesagt: Jeder ist Jemand; emphatisch: eine tiefe Würde in sich zu haben, die das mich immer schon Übersteigende darstellt. Nicht passiv, sondern als Aufforderung formuliert: Lebe so, dass du den Widerschein des „Erhabenen“, des „Höchsten“ immer wieder, durch deine Flausen, Fehler und Kalbereien hindurch glaubhaft repräsentierst. Schon frühe Humanisten haben allerdings eher konstruktivistisch argumentiert, am schönsten *Pico della Mirandola*. Er lässt Gott im Jahre 1486 wie folgt zum Menschen sprechen: *Keinen bestimmten Platz hab ich dir zugewiesen, auch keine bestimmte äussere Erscheinung und auch nicht irgendeine besondere Gabe habe ich dir verliehen, Adam, damit*

du den Platz, das Aussehen und alle die Gaben, die du dir selber wünschst, nach deinem eigenen Willen und Entschluss erhalten und besitzen kannst.

Der Mensch wäre also Former und Bildner seiner selbst, *plastes et fctor sui ipsius*. Der Mensch: Bildhauer, Meister auch des Fiktiven, freier Gestalter. Ich erlebe mich tatsächlich weitgehend als frei Wählenden und Handelnden. Selbst wer jede Freiheit leugnet, lebt so, muss so leben, als hätte er sie. Diese Freiheit kann aber durchkreuzt werden durch, bildlich gesagt, innere oder äussere Quergeister, Dämonen, bedrohliche Mischwesen. Schon die Eltern, später die Pädagogen und andere Interessenvertreter wollen ihre Pläne und nicht unbedingt meine durchsetzen. Zudem bin ich genetisch vorgeprägt. Ich bin also selber ein Mischwesen, das durch biologische Programme, das Animalische in mir, psychosoziale Bedingungen, unterschiedliche Medien und durch die Massnahmen von Ausenstehenden sowie durch die mir eigenen typischen Aktions- und Reaktionsmuster bestimmt zu sein scheint.

Und bin doch nie definitiv der, der ich zu sein glaube, zu sein scheine. Weshalb nicht? Weil ich, nochmals, ein geistiges menschliches Wesen bin. (Wäre ich der, der ich bin, wäre ich Gott.) In mir angelegt sind zahlreiche Fähigkeiten, die Rationalität, die Fantasie, die Imagination, und ich bin darüber hinaus einem Wehen ausgesetzt, einem überindividuellen Strömen von woanders her, über das ich keine Verfügungsgewalt habe. Schon deshalb werden mir keine Definitionen gerecht. Aber ich kann mich auch selber erheben. Immer wieder. Früh schon, mit meinem ersten Nein und mit allen spätern. Mein Nein eröffnet die Räume der Freiheit.

Freiheit heisst nun aber, scheinbar oberflächlich, vor allem Geistigen auch: Ich will mich meiner Erscheinung widmen. Ich

will meine äusserliche Ich-Gestaltung in den Spielräumen des *impression managements* (Erwing Goffman) pflegen. Dazu gehört ein Arsenal besonderer Zeichen mit entsprechenden modischen Konnotationen. Ich inszeniere mich, also bin ich. Ich weiss, dass ich wahrgenommen werde und werde mich deshalb je nach Anpassungswunsch oder Unterscheidungsabsicht normnahe oder schrill hinausbegeben und am Spiel der *Street-credibility* teilnehmen. Ich werde gesehen und bewertet, sehe mich selbst durch die Augen der andern und stelle mich schon frühmorgens den Fragen des Spiegels. Gesehen wird meine *Persona* (C.G. Jung) – die Hülle des Ichs, die zweite Haut – erst dann die Person. Was also will ich zeigen? Hab ich Macht über das eigene Bild? (Beim Anfertigen von Selfies: ja!). Soll meine Persona eher Schutz vor übergriffigen Blicken, eher distanzierend, eher verführend sein oder Membran, durch die etwas von innen nach aussen leuchtet? Sie ist in jedem Fall Bedingung der Möglichkeit zur körperlichen Kommunikation mit der Außenwelt.

Schon immer haben Menschen ihren Körper bearbeitet. Bemalung, Ziselierung, Tätowierung sind mit unterschiedlicher kultureller Bedeutung bis in die Steinzeit zurück nachweisbar. In modernen urbanen Kontexten geht es unterdessen kaum mehr um die Magie von Farben, Zeichen und Symbolen. Die Bedeutung der individuell gewählten Hautbearbeitung dient eher der Selbstvermarktung. Nun geht dies unterdessen noch viel weiter, über bloss Oberflächenästhetisches hinaus. Meine Verkörperung – meine Nase, meine Lippen, meine Brüste, letztlich alle Organe – muss ich möglicher Modifikation unterstellen. Ich bin für meinen Körper verantwortlich. Die Natur hat mir mit ihm ein Angebot gemacht, ich muss dieses kritisch wahrnehmen und bearbeiten. In erster Linie muss der Körper sichtbar gesund sein. Gesundheit ist einer der wenigen Werte, den alle

hochhalten. Wer länger lebt, hat etwas richtig gemacht. Er hat sich richtig ernährt, hat sich dank *self tracking* richtig bewegt. *Healthism*, früher Ausdruck für einen Gesundheitswahn, wird zunehmend zum Begriff legitimer Sorge um sich. Ich rauche nicht und jogge regelmässig, also bin ich ein guter Mensch. Und um mich dreht sich ja alles. Um meine Erscheinung. Ich zeige mich. Warum nicht mit angemessener Neuroenhancement- und Implantatoptimierung.

Vorarbeit auf dem Weg zum Übermenschen? Oder sind wir daran, uns mit dem angestrebten wohltemperierten Plastikhabitus irgendwie zu verirren?

Dem Körper als Erzähler, als Verweigerer, als Saboteur, als Opponent unserer eisernen Unwahrheiten wären eigene Studien zu widmen. Und auch der Frage, ob er als chemisch und maschinell optimierter überhaupt noch als Wahrheitskorrektiv gelesen werden kann.

*

Begriffe wie *Ich*, *Subjektivität*, *Identität* mögen späte Erfindungen sein, erstarkt erscheinen sie ab 1700, zum Zeitpunkt der Wende zur Moderne, wenn auch vorerst vor allem als Sehnsucht der Intellektuellen und Künstler, die als erste das Vertrauen ins ontologisch Gesicherte verloren haben. In neuerer Zeit stehen Identitätssuche und -krise im Zentrum zahlreicher multipler Forschungsansätze. Das Individuum ringt um einen Identitätsbegriff, als wäre es fast aussichtslos gefangen zwischen den Versuchen, sich selbst zu verstehen und der Unmöglichkeit von Antworten. So wichtig ich bin, so unwichtig bin ich. Das Individuum ist nur ein Moment des Übergangs von einem präindividuellen in ein transindividuelles Stadium. Dennoch – oder gerade deshalb – gilt ihm unsere schrankenlose

Aufmerksamkeit. Das Individuum ist der Lebensträger – ich wiederhole mich. Es sucht seine Identität.

(Auf die sogenannte Identitätspolitik will ich hier nicht eingehen. So sehr es psychologisch richtig ist, dass ich wahrgenommen werden will in dem, was ich für authentisch halte, so sehr darf dieser Anspruch im politischen Diskurs nicht zum höchsten werden. Politisch ist die Identitätsbehauptung des einzelnen oder einzelner Minderheiten, die sich beispielsweise aufgrund von erlebter Ungerechtigkeit kämpferisch formieren, dem Urteil der Vernunft und nicht lamentierendem Psychologisieren zu unterstellen. Der zunehmenden *Professionalisierung des Beleidigtseins* (Peter Sloterdijk) müssen wir widerstehen. Auch der Verrechtlichung alles Moralischen.)

Ist Identität etwas Substantielles, ein Wahrnehmungseffekt, eine *relationale Invariante* (Paul Ricoeur), Äquivalent der Seele, eine *Umhüllung, die Selbstgewissheit verleiht* (Jean-Claude Kaufmann)? Ist sie nicht eigentlich als Plural zu thematisieren: Ich bin ein so und so geprägter Mann, Philosoph, Musiker, Schweizer usw. Braucht es also nicht ganz unterschiedliche Identitätskategorien?

Identität kann erhellt werden, wenn wir sie

- als Erzählung verstehen, in der wir zwischen konkurrierenden Vorstellungen von uns schwanken: Aufgrund welcher Konstrukte entwerfe ich mich? Welchem Selbstbild sollen meine Entscheidungen dienen? Wann sehe ich mich als Autor, der entscheidend in die Welt eingreifen kann, wann eher als Zahnrad im Getriebe?
- Identität kann andererseits als eine permanente Transaktion zwischen dem Ich-Kontinuum und den anderen,

der Welt überhaupt beziehungsontologisch verstanden werden. Wie sehe ich dich, wie werde ich gesehen? Wer macht aus welchen halbblinden oder strategischen Überlegungen diese oder jene mich betreffenden Zuschreibungen?

Ich werde, der ich bin, auch durch dich. Und durch die Definitionen anderer. Identität ist ein Schaukelgefüge von Relationen.

- Ich bin nun aber auch der, nun ganz von innen gesehen, als der ich in einem traumartigen Imaginationsraum gemeint bin. Als gäbe es eine innere Entwicklungsentelechie, wie schon oben skizziert: Aus jeder einzigartigen und einmaligen Raupe kann nur ein ganz bestimmter Schmetterling werden. Es ginge dann darum, mein Leben so zu gestalten, dass es möglichst weit übereinstimmt mit dem ihm vorgegebenen Entwurf, meiner Bestimmung. Gibt es einen persönlichen Genius oder Engel, der mich gemäss übergeordneter Pläne führt, wie der Tiefenpsychologe *James Hillmann* vermutet? Doch solches Reden tönt rasch nach fix, gar noch metaphysisch Determiniertem, dessen Behauptung uns widerstrebt. Gibt es das durch und durch Bleibende in mir? Was in mir wäre dieses sich durch alle Phasen hindurch Konstanthaltende? Ist, was sich ändert, bloss das Attributive? Ist nicht auch das Wesenhafte, l'essence des choses, das Sein schlechthin der Zeitlichkeit unterworfen, dem Geschehen, dem Zufall, der Freiheit des Werdens? Und: Wenn es meine Bestimmung als etwas Gegebenes gäbe, könnte ich sie erkennen?

Dass das Ich sich selbst setzt, wie der junge *Johann Gottlieb Fichte* kühn dachte, will nicht recht einleuchten. Das Ich erlebt sich ja immer schon als vorhandenes. *Ich ist erfahrbar, höchstens nachträglich wählbar, niemals setzbar*. So *Günther Anders*, deutlich gegen *Fichte* gesprochen. Bin ich nicht schon vor aller Reflexion irgendwie mit mir vertraut? Ich erlebe mich als Teil der Welt, bin als *homo mundanus (Welsch)* Teil der materialisierten Welt, also teilweise unfrei. Ich erlebe mich aber auch als unabhängig von dieser Welt, also als weitgehend frei.

Das kleine Kind ist natürlich in gewisser Hinsicht noch gar nicht frei, ist in hohem Masse angewiesen auf Zuwendung und „Liebe“. Es ist unfrei, weil es dem Vorhaben seiner Betreuer ausgeliefert ist, die ihrerseits Teil eines bestimmten Milieus sind, geprägt von ihrem eigenen Familienroman und ihren Mustern und Deutungen.

Kürzlich noch in lauwarmem Wasser schwimmend, als Wesen der Ursprünge, liegt das Neugeborene jetzt im Gebärsaal, dem salzigen Universum entrissen, in einer Kunstwelt. Ist zur Welt gekommen als verkörperte Frage. Das Leben hat eine Frage an mich. Umgekehrt ist jeder Mensch eine Frage an die Welt, wie *C.G. Jung* in seinen *Erinnerungen* formuliert. Das Schicksal nimmt nun seinen Lauf. Zunächst wird die Welt erlutscht. Wie wird es weitergehn? Wie wird man den hedonistischen Kosmos des Kindes umformen, domestizieren? Wie sanft oder tyrannisch werden ihm die gesellschaftlichen Codes eingeritzt, bis sie zum sogenannten Charakter werden? Was heisst es, ein Knabe oder ein Mädchen zu sein bzw. zu werden?

Als Mann kann ich mich nicht vom Zauber lösen, der vom rätselhaften Anderssein des weiblichen Körpers ausgeht. *Michel Onfray* betont zu Recht, dass die Frage, was eine Frau ist, noch

nie gültig beantwortet worden ist. Und diesen Gedanken übernehme ich, einer, der zur Zeit der Entstehung dieses Essays, wie schon erwähnt, mit einer jungen Frau verbunden ist, die ihn auf seelisch-geistige Weite hin öffnet und beflügelt – und er sie. Was eine Frau ist, soll eine Frage bleiben. Und selbstverständlich gilt dies für alle Körper. Gilt für die seelischen Geschlechter und Gegengeschlechter in mir.

Wir beginnen klein, obwohl oft schon früh für Grosses verplant. Jedes Kind soll ein Traumkind werden und sollte deshalb alle Eigenschaften, die auf der Checkliste der Eltern stehen, eines Tages realisieren. Es wächst in Kontexten auf, die es nicht gewählt hat. Ob ich immer der werden kann, der ich gerne wäre oder der ich mutmasslich sein könnte, hängt folglich nicht nur von mir ab. Es ist unwahrscheinlich, dass ich Pianist werde, wenn ich als Sohn einer gewalttätigen Gang in Papua Neuguinea zur Welt komme, obwohl es nicht prinzipiell ausgeschlossen ist. Sensationell sind die unwahrscheinlichen Geschichten, Berichte, wie trotz unwirtlichen Bedingungen Menschen sich selbstwirksam entwerfen. Andere bleiben scheue Gäste. *Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus* (wie *Wilhelm Müller* dichtete und *Franz Schubert* wunderbar vertont hat). Das ist die Befindlichkeit jener, die auf Erden nie ganz zu Hause sind. Gibt es überhaupt jemanden, der hier ganz bei sich ist? Wer nicht einfach übertüncht, kennt Momente, wenn nicht sogar längere Phasen des Entschwindens aller Geborgenheit. Kann man dann noch von Freiheit sprechen? Sie ist nie einfach gegeben, sie muss erarbeitet, gewonnen und zurückgewonnen werden.

Im glücklichen Falle bilden sich Gefühle von Heimat, vielleicht kitschige, aber auch grossartig welthaltige und echt versichernde. Beziehungen, Konstellationen, Freundschaften, Orte und immer wieder die Liebe – sie mögen uns tragen. Heimat

wird unterdessen soziologisch auch so thematisiert: Die sogenannten Anywheres seien Menschen, die als Kosmopoliten, Globetrotters oder Künstler tendenziell überall heimisch werden können, während die Somewheres, die zu Hause Gebliebenen in ihren bröckelnden Hochhausghettos Heimat gerade nicht finden würden. Die Kosmopoliten, jene Schicht, die früher Bildungsbürgertum hiess, treten für kulturelle Vielfalt und Öffnung, Diversity und Individualismus ein. In Wirklichkeit bewegen sie sich in ihren eigenen exklusiven ziemlich homogenen Kreisen. Die Frage, ob das Konzept der Individuation nicht vor allem in diesen Kreisen zelebriert wird, muss kritisch gestellt werden. Wirklich avantgardistisch wäre es, wenn die Kosmopoliten die verächtlich als Gartenzwergkultur abgestempelte traditionelle Welt anderer Schichten miteinbeziehen würden. Aber wie? Mach ich selber das? Du? Inklusionsforderungen gelten immer für die anderen.

Heimat im letzten Sinne wäre der Raum, in dem sich mir das *Geheimnis* des Seins offenbart und ich mich dadurch verbinden kann mit der Fülle der Mitwelt.

Früher oder später werden wir allerdings zwangsläufig aus hiesiger Heimat hinabgezogen ins Unwahrnehmbare. Sterben zu lernen sei die Hauptaufgabe eines philosophischen Lebens. So sieht es *Sokrates*: In der Weise, wie einer sterbe, zeige sich, ob er wahrhaft philosophisch gelebt habe. Oder wie *Montaigne* es sagte: *Wer die Menschen sterben lehrte, würde sie leben lehren.*

Treten wir nochmals einen Schritt zurück. Mit dem Menschen erscheint in der Naturgeschichte ein Wesen, das als Natur sich gegen sie brüsten muss. Nichts fällt uns einfach so zu, weder Fell noch Horn noch wegweisender Instinkt vereinfachen unser

Durchkommen. Wir sind ins Lernen gezwungen, mehr als Tiere, die selbst auch in höherer Masse Lernende sind, als bisher angenommen (mit grossen Ausnahmen, wie etwa *Montaigne*, der eloquent den Tieren hohe Lernfähigkeit und Verstandestätigkeit zugeschrieben hat.) Wir sind, jedenfalls aus Sicht des späten abendländischen homo sapiens, Kultur-Wesen, was mit unserer oben betonten Geistdurchdrungenheit zusammenhängt. Artefakte zu erfinden, Gebilde, die der Natur sich verdanken, aber selbst nicht mehr Natur sind: Das macht unter anderem den Menschen aus. Sein kleines Ich schafft kraft seines Intellekts und seiner Kreativität Werke, Gedankengebilde, Maschinen, die ihm das Leben erleichtern, die es ihm aber auch rauben können.

So bin ich stets Natur und stets schon vergesellschaftet, stets schon Kunst. Natur hat den Menschen hervorgebracht, als wollte sie ein Wesen schaffen, das ihr ein Licht aufsetzen soll, das Licht der Erkenntnis, das sich aber auch gegen sie richten kann. Wer triumphiert am Schluss? Ist nicht die Natur die erste und letzte Göttin? Merkwürdig eigentlich, dass es zu Deutungen kam, in denen am Anfang nicht Natur ist bzw. das Bild von ihr, sondern der Logos, sei er platonisch oder johanneisch: *Am Anfang war (und ist und bleibt) der LOGOS (Joh. 1,1)*

Das Wunderwesen Baby schreit als Frucht des Sexus nicht nach Logos. Es ist, so künstlich Spital und Technik und Kinderzimmerwelt es hilfreich umstellen, auf Atem, Nahrung, Zuwendung angewiesen. Und es will bald schon lustvoll explorieren, getrieben von innersomatischen Reizquellen und motivationalen Systemen, von Trieben, aber auch rezeptiv, es will animiert werden. Werden ist zunächst natürlicher Fluss der Libido. Ich

kann gar nicht *nicht* werden. Doch nie nur biologisch ist dieses Werden, es ist früh schon inspiriert von narzisstischen, wunschbestimmten Selbstimages. Humanistische Psychologen würden sagen: Es gibt eine organismische Selbstregulation, eine formative Tendenz hin zu Selbstverwirklichung und Autonomie. Genügt das schon, um zu verstehen, inwiefern Werden immer auch ein Überschreiten ist? Selbstbestimmung bloss aus mir heraus führt zur Don Quijoterie. Sie bedarf der Auseinandersetzung mit der Welt. Ohne diese sind wir als Ritter von der traurigen Gestalt zwar selbstbestimmt, aber resonanzlos.

Auseinandersetzung mit der Welt? Nur schon, dass ich atme, ist Austausch. Frei atmen zu können, ist ein Glücksgeschenk. Mein Atem kann aber auch stocken: vor lauter Konzentration, vor Schreck. Der Gestresste, der Älterwerdende kann unter Atemnot leiden. Wer übers Reflexhafte hinaus einzuatmen lernt, öffnet sich der Welt. Ich werde mit allen andern Lebewesen verbunden, mit der Vergangenheit, mit explodierten Sternen, mit feinstaublichen Resten krepierender Tiere, mit dem Stirnerunzeln und dem Lachen antiker Philosophen. Wenn ich ausatme, lasse ich Vergangenes in die Zukunft strömen. Ein amerikanischer Astronom soll in diesem Zusammenhang gesagt haben: *Hab Respekt vor deinem Atem. Halte ihn sauber.*

Verwirklichende Entfaltung meiner Möglichkeiten im Dialog mit der Welt, mit meiner Stimme, mit Worten – das ist doch der alte humanistische Traum. Ich bin nicht einfach Herdentier, das sich ducken muss, ich darf und soll, frei atmend, werden, was in mir angelegt ist. Ich werde allerdings auch spüren, dass in mir das Bleibenwollen im Man ebenfalls eingraviert ist. Ich

bin und bleibe abhängig. Ich bin und bleibe ein Gebundener. Ich will mit dem andern vernetzt sein und herzlich und harmo- nisch eingebettet. Aber ich will auch grenzensprengend und selbstherrlich ausbrechen. *We are separate and together at once. (D.A.Lindley)*

Was müssen wir also tun? Kommen wir durch klug angeleitetes Trainieren und Konditionieren weiter? Können wir, angestrengt übend, über falsche Heteronomie und schliesslich über uns selbst hinauswachsen? Können wir alle dank Kreativitätsimpul- sen von innen oder aussen das Gegebene überschreiten? Stra- pazieren wir nicht den Kreativitätsbegriff, der vielleicht doch nur für wenige gilt? *Der Keim des Genies steckt in jedem Men- schen. Aber nicht jeder Mensch ist fähig dazu, aus seinem Le- ben sein eigenes Leben zu machen*, notierte *Imre Kertesz* in seinem *Galeerentagebuch*. Und strapazieren wir nicht ohnehin das Machen auf Kosten des Geschehenlassens? Nun, zur Kre- ativität, zu einem Erkenntnisgewinn, zu fruchtbringend Neuem, einem Welt-Zuwachs schliesslich führt das Zusam- menspiel von steuernder Aktivität, von Können und Nicht- Steuern-Können, wie *Simone Mahrenholz* in ihrer philosophi- schen Reflexion der Kreativität darlegt. Gleichzeitig inkompa- tible Perspektiven einnehmen, bewusst gestalten und unbe- wusste Stromschnellen zulassen: das ermöglicht Kreativität. Schon *Kant* war bewusst, dass Unbewusstes mitwirken muss: *Das Feld unserer Sinnesanschauungen und Empfindungen, de- ren wir uns nicht bewusst sind, ob wir gleich unbezweifelt schliessen können, dass wir sie haben, d.i. d u n k e l e r Vor- stellungen ... ist unermesslich ... Das kann uns Bewunderung über unser eigenes Wesen einflössen.*

Dass schöpferisches Tun mit Leiden verbunden ist, darf bei unsern vom Zeitgeist inspirierten idealisierten Vorstellungen von Kreativität nicht vergessen gehen. Der Künstler *Urs Fischer* sagt das salopp so: *Glückliche Künstler habe ich noch nie getroffen. Jeder Künstler hat garantiert eine Meise.* Die Künstlerin *Jeanine Osborne* schreibt, ernsthafter: *Kreativität heisst Verzweiflung kartieren.*

Überdurchschnittlich viele künstlerisch tätige Menschen sind gezwungen, ein Leben zu führen, das von Höhenflügen und nachfolgendem Tiefsturz im pathologischen Sinne geprägt ist. Es mag sein, dass in manischen Phasen ein Schaffensrausch entsteht. Aber es wäre gefährlich, diese Störung zu romantisieren, denn sie kann tödlich enden (Wenn nicht gerade dieser Umstand zur Romantisierung beiträgt ...). Was aber heisst Individuation für einen von Krankheiten gezeichneten Menschen? Sollte ich nicht schweigen angesichts all der Leidensgeschichten anderer – ich, den Freunde gerne als einen vom Glück Favorisierten sehen wollen?

Wer kann schon das mikrosozial Erlittene zum grossen Lebens-thema umformatieren, die erlittenen Ungeheuerlichkeiten als Keime zum Guten umdeuten und sagen: Ich bin dieser besondere schöpferische Mensch geworden, der ich bin, weil ich neurotische Eltern hatte, Rabeneltern, und weil Monster um mich herum wirkten, die Hindernis auf Hindernis gehäuft haben. Wer kann statt Opfer zu bleiben, sich heroisch umdefinieren, wie etwa die schon als Kind mehrfach vergewaltigte *Tracy Emin*: *Wenn ich schon missbraucht worden bin, mache ich Sexualität zu meinem Thema.* So äussert sich die Künstlerin zu ihrem Leben und zu ihrem Werk. Sie, eine der mutigen Gestalterinnen des Lebens, Saboteurin des Schicksals und wohl auch eine, die sich nicht dagegen sträubt, Zufälle als sinnvoll zu

deuten. *Ob Ungunst und Widerstand von aussen, ob irgendwelche Arten von Hass, Eifersucht, Eigensinn, Misstrauen, Härte, Habgier und Gewaltsamkeit nicht zu den begünstigenden Umständen gehören, ohne welche ein grosses Wachstum selbst in der Tugend kaum möglich ist?* fragt Nietzsche.

Spätestens im Theater der Moderne und der Postmoderne können und müssen wir wählen, wir sind im Rahmen der Möglichkeiten des *noch nicht festgestellten Tiers (Nietzsche)* freigesetzt und arbeiten als Multioptionswesen daran, uns selbst – bis auf weiteres – festzustellen.

Mit diesem Wählen ist das so eine Sache. Ein Geisteswissenschaftler und ein Neurologe treffen sich in einer Bar. *Trinkst du ein Bier oder ein Glas Weisswein?* fragt der Geisteswissenschaftler den andern. Dieser antwortet: *Es gibt keinen freien Willen, warten wir einfach, bis mein Hirn entscheidet.*

Anhand dieses Witzes liesse sich das Fehlerhafte der meisten Unfreiheitsdebatten zeigen, Kategorienfehler beispielsweise oder die Selbstwidersprüchlichkeit desjenigen, dessen relative existentielle Freiheit seine Theorie der absoluten Unfreiheit permanent widerlegt. *Ich beweise, dass es mich nicht gibt*, ist der Modus der Argumentation. Die Einstellung zu mir selbst, in der ich den Geist leugne, ist für Kierkegaard die Sünde schlechthin

Die Wissenschaft darf uns mit ihrem Verständnis von Kausalität nicht davon ablenken, an der Verbesserung der kommunikativen Möglichkeiten zu arbeiten: aus der Sturheit des Seins auf Sinnhaftigkeit hin auszubrechen. Bleiben wir an dieser

Stelle bei der Überzeugung, dass der Mensch sich richtigerweise für ein Mischwesen hält, das bei allem Determiniertsein diesem nicht einfach ausgeliefert ist. Das nicht festgestellte Tier hat Wahlmöglichkeiten. Es stellt sich situativ fest, ist nicht von vorneherein festgepfahlt. Für den Skeptiker: Es dient zumindest einem sinngenerierenden Lebensentwurf, wenn wir davon ausgehen. Falls dieses Selbstverständnis eine Illusion wäre – was soll`s?

Wir müssen unsere Rollen finden und uns mit den Rollenerwartungen auseinandersetzen. Wir wählen einen Beruf oder mehrere, verlieben uns, heiraten oder auch nicht, haben Kinder oder auch nicht; wir leben polygam oder asexuell oder zeitweise so, dann anders. Wir gehören zwar zu einer gesellschaftlichen Formation, die gewisse ähnliche Einstellungen hat, verbindende Grobdefinitionen bezüglich Image und Wertekanon. Aber wir sind immer auch wieder allein mit unsern Konstrukten, Einbildungen und Erfahrungen. Was verstehe ich unter „männlich“ bzw. „weiblich“? Wo stehe ich in der Leistungsgesellschaft? Wie gehen wir mit Lästigem um? Wir werden Krisen haben – wegen enttäuschter Liebschaften, wegen beruflichen Misserfolgs, infolge von Krankheit und weil wir nicht finden, was wir suchen, es nicht finden können, weil wir gar nicht wissen, was wir suchen. Wir werden mit Sehnsucht konfrontiert sein, mit einem Gezogensein, dem wir deprimiert unterliegen oder das wir rauschhaft umspülen oder überhöhend mit Sport oder Kunst oder religiösen Versatzstücken garnieren, irgendwie sinnorientiert sublimierend. All das höchst persönlich, unverwechselbar. Authentisch habe man zu sein, heisst es. Der Imperativ lautet: Befasse dich mit dir selber und zeige allen, wie besonders du bist. Der politische Schriftsteller *Robert Minsk* nennt das *kontrollierte Authentizität*. Tönt irgendwie wi-

dersprüchlich. Wir haben Autor unserer Geschichte und gleichzeitig noch verantwortlich zu sein für die Textstruktur, die uns als Handlungsoption vorgegeben ist.

Gerne vergessen wir, dass wir uns in einem zeittypischen Frage- und Antwortspiel bewegen und überdies formatiert werden durch nicht frei gewählte Dominanten des Archetypischen, von überpersönlichen Strukturen oder Gittern, durch die etwas einbricht ins Individuelle, das wir als „mythische“ Macht erleben, als Fluch, Enttäuschung, sinnlosen Zufall, Schicksal, Wiederholungszwang.

Oder Gnade? Das wäre die erstaunliche Erfahrung eines Wohlwollens, eines Kraftfeldes, das mich positiv beflügelt, unabhängig von meinem Wollen und Können.

Der archetypische Blick sieht im Leben zunächst das, was es seit unvordenklichen Zeiten ist. Diesem Blick erscheint das Bewirkte als numinose Emanation eines ewig geheimnisvoll Wirkenden. Zurecht warnt aber *Foucault* davor, angesichts von a-historisch Universalem zu resignieren. Wir sind der Transformation verpflichtet. Auch „Gott“ ist Fließen. Nothing is permanent.

Einem vermittelnden Blick zeigt sich indes, dass der Flusslauf mitgeprägt wird durch die Steine im Fluss. Wandlung findet statt in der Dialektik von Fluss und Unverrückbarem. Umgekehrt: Das zunächst Unverrückbare ist nicht ein für allemal gesetzt. Der Stein wird durch den Fluss modifiziert. Gliederungen verändern sich durch das Gegliederte.

Der aus der Geologie stammende Begriff der Epigenetik leuchtet uns ein: In und trotz früh Geprägtem können neue Strukturen entstehen. Wir erwarten voneinander, dass wir nicht nur

das Produkt von Genen und Sozialisation sind. Wir selbst und die andern sind dann stolz auf uns, wenn wir es dank autonomer Eigentätigkeit weiter gebracht haben. Meist ziemlich einseitig zwar. Verwertungsimperativen gehorchend, formen wir uns zur Halbheit. Merken oft erst in der zweiten Lebenshälfte, wie unentwickelt unsere Seele ist. Die Seele will Vollständigkeit, wie die analytische Schule *C.G. Jungs* bisher am eindrücklichsten herausgearbeitet hat. Einseitigkeit, obwohl sie unvermeidlich ist, führt eines Tages in die Krise. Nicht nur der schmal Entwickelte, auch der von seiner einseitigen Obsession eindrücklich Gepackte muss einsehen: Das Ungesehene, Unterdrückte, Ungelebte will sich rächen, manifestiert sich unerwartet und unverständlich als dunkler Kontrast oder heftiger als Störung, rebellisch, oft körperlich. Denn: Leben ist Widersprüchlichkeit – auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen. Die Gegensätze sind immer im Spiel, zunächst wild, noch gar nicht ästhetisch in ein Ganzes gewoben. Meine seelische Einseitigkeit ruft sozusagen als Erbsündenverwirrspiel das Konträre hervor. So kann der heitere Sprücheklopfer eines Tages suizidal werden, wie der Lieblingspfarrer meiner Kindheit. Oder der sanfte Philosoph heiratet eine boshafte Xanthippe. Manchmal sind es die Nachfahren, die ganz anders herauskommen: Der Sohn des „Heiligen“ wird Alkoholiker, zum Beispiel Harilkal, der Sohn Gandhis. Oder die Tochter liberaler, humanistisch gesinnter Eltern konvertiert zu einer engstirnigen Form von Religion.

Ist *Heraklits* Gesetz der Enantiodromie, das stetige Gegeneinanderwirken der Kräfte, als Prinzip allem Lebendigen inwohnend? Das dynamische Hin und Her ist bei Heraklit nicht aufgehoben in einem ausstehenden Dritten, sondern ist als Streitbares Sowohl-als-Auch bereits das Dritte. Denn beides gilt:

Ich bin das / Ich bin das nicht.

Denn dieses wird, sich wandelnd, zu jenem und jenes wieder, sich wandelnd, zu diesem. (Heraklit)

Denker wie *Heraklit*, die radikal den Wechsel der Erscheinungen thematisiert haben, die Koexistenz des Differenten, die Harmonie der tausend Dissonanzen, den unablässigen Kampf im Rahmen der Einheit alles Seienden, strapazieren unsere Logik. Das Seelische scheint von Paradoxien geprägt zu sein, von nicht immer deutlich aufeinander bezogenen Gegensatz-Polen. Man kann von da her die oben thematisierte Idee der Identität nochmals in Frage stellen und mit *Samuel Beckett* radikal formulieren: *Die Wirklichkeit des Individuums ... ist eine zusammenhanglose Wirklichkeit und muss zusammenhanglos ausgedrückt werden.* Die Aufgabe, die die Individuation uns stellt, ist aber gerade, einen Kontext herzustellen, indem wir durch schöpferische Erkenntnis einen therapeutisch wirkenden Zusammenhang finden – oder erfinden. Therapien sind Erfindungen. Sie helfen, den Sinn zu „erschaffen“, der vielleicht latent und vage bereits vorhanden ist.

Viele Konzepte *C.G. Jungs* leben von solchen paradoxen Denkformen. Die Gegensatzpaare Logos und Eros, Animus und Anima sind der Erfahrung solcher Zweiseitigkeit entsprungen, wenn sie auch in ihrer Ausdeutung immer wieder zeitgeistabhängig psychologisiert werden und deshalb inhaltlich nie definitiv gültig sind. Es ist im übrigen nicht erstaunlich, dass *Jung* auch von Denkräumen inspiriert war, die abseits vom eurozentrischen Mainstream liegen. Man könnte ihn als westlichen Taoisten bezeichnen. *He was Taoist, and today people don't realise, that his psychology of opposites is virtually the same as Taoism. C. A. Meier*

Werfen wir also einen Blick auf die taoistische Philosophie: Im ersten Jahrtausend vor Christus kamen in China Bronzeinschriften auf mit zwei Zeichen, die Gegensätzliches anzeigten:

Das Zeichen für Schatten, Dunkelheit, Regenwolken, für die Nordseite eines Berges: YIN.

Das Zeichen für Licht, Helligkeit, Sonne, für die Südseite eines Berges: YANG.

Die Bauern merkten, dass diese Zustände aufeinander angewiesen sind und sie reicherten die beiden Pole mit weiteren Eigenschaften an: Ruhe/Bewegung, weich/hart, feucht/trocken usw. – *bis die ganze Welt, einschliesslich des Menschen, zweiwertig nach yin und yang geordnet war.* So die Sinologin *Gudula Linck*.

Aus bildhafter Erfahrung wurde bildhafte Philosophie. In diesem Sinne hat der Autor des *Daodejing*, der Überlieferung nach *Laotse*, das Unsagbare ausgesagt, hat das principium individuationis folgendermassen hergeleitet:

*Ein Ewiges gibt es, chaotisch und ganz;
der Entstehung von Himmel und Erde geht es voran.
Still ist es und grenzenlos,
für sich allein, unwandelbar, kreisend und nie sich erschöpfend.
Der Welt Mutter könnte ich es nennen.
Ich kenne seinen Namen nicht,
ich nenne es dao*

Dao: das Urprinzip des Seins, der Weg, der Sinn, *primordiale Nicht-Zweiheit (Rainald Simon)*. Das Leben des Menschen ist

Sammeln von dem, was alles zusammen und in Bewegung hält: Qi. Sammeln von Qi ist Leben. Sobald es sich zerstreut, ist Tod. Qi ist Energie, ist kosmische Atmosphäre, ist eher Relation als Substanz. Die Welt – ein Beziehungsgefüge mit den Wirkkräften:

Logos, Animus, Yang: das Prinzip des sich ausdehnenden Geistes.

Eros, Anima, Yin: die Kraft, die sich zur Erde wendet.

C.G. Jung hat nicht nur in *Heraklit* und im Daoismus Analogien gefunden, er hat überdies seinen Begriff des *Selbst* am Resonanzraum von *Atman* orientiert. Dieser Sanskritlaut, der zunächst Atem und Lebenshauch intoniert, wird zum Begriff der Seele im Sinne des transpersonalen Zentrums der Person. Sie ist der menschliche Aspekt von *Brahman*, dem Absoluten. Würde sich mir die Einheit von *Atman* und *Brahman* offenbaren und in mir lebendig werden, wäre ich aufs eindrucklichste kongruent.

Das Unveränderliche, das Allgemeine, das Transzendente und der Kern des Besonderen ist dasselbe. *Atman* gleich *Brahman*. Mein Selbst ist DAS SELBST.

Mein Atman im inneren Herzen ist kleiner als ein Reiskorn oder Gerstenkorn oder Hirsekorn oder eines Hirsekornes Kern. Mein Atman im inneren Herzen ist größer als die Erde, größer als der Himmel, größer als die Welten ... Der Allwirkende, Allwünschende, Allriechende, Allschmeckende, dies All in sich Fassende, Wortlose, Achtlose, ist meine Seele im inneren Herzen. Atman ist das Brahman ... Chandogya-Upanishad (3.14)

Wie aber übersetzen wir solch religiöses Reden? Worin besteht in pragmatischer Hinsicht meine Aufgabe, wenn eine paradoxe Einheit angestrebt werden soll? Und ist überhaupt die Integrationsaufforderung die einzig sinnvolle? Gäbe es allenfalls auch so etwas wie das Schweben über den Polen?

Ganz anders als *Schopenhauer*, der die Befreiung des einzelnen in der Negation des Willens zum Leben sah, formuliere ich lebensbejahend:

Nimm allmählich in dein Leben auch das auf, was noch nicht ist, das Unterdrückte, Abgespaltene, auf Entfaltung Wartende. Werde jener Besondere, als der du gemeint bist, und dadurch zugleich jener, der mit dem Grossen Ganzen verbunden ist, indem du dich der Bewegung der *Zentroversion* (*Erich Neumann*) überlässt.

The individuated person has consciously integrated the archetypes, and his ego is in conscious relationship with the Self (*Bruce MacLennan*).

Zentroversion meint: Bleibe nicht ichhaft Organ des Unbewussten, sondern strebe nach Verwirklichung der Ganzheit, nach den Emanationen des Selbst. Selbstverwirklichung ist nicht Ichverwirklichung. Individuiert ist nicht der willentlich immer kauziger werdende, der regelmässigtende Individualist, der Abweichler – obwohl die Welt dank jenen Menschen voranschreitet, die *willens sind, befremdliche, irrationale und verstörende Töne anzuschlagen*, wie *Richard Rorty* zu Recht hervorhebt. Jedes Individuum ist als solches schon ein Plural, das wir deshalb unreine Vielfalt, die das Werden des einzelnen mit ermöglicht, auf das es aber auch kontrapunktisch reagieren soll.

Individuiert ist der, in dessen Reisen sich DAS REISEN zeigt. *Einen Menschen beurteilen, heisst nichts anderes, als fragen: welchen Inhalt er der Form der Menschheit zu geben gewusst hat. Wilhelm von Humboldt.* Auf dem Weg der Individuation bin ich, wenn sich in meinem persönlichen Werden und Wandel, im Ureigensten etwas Universelles zeigt. Umgekehrt: Wer sich gegen seinen Weg auflehnt, versperrt sich, sperrt aus, was in sich zu befreien wäre. Er wandert schlecht. *Schlecht wandern, das heisst, als Mensch dabei unverändert bleiben (Ernst Bloch).*

Das Selbst als das zentrale Regulativ relativiert alles Ichhafte, durchschaut es, vertieft es, negiert es, überwölbt es. Der Begriff des Selbst ist nicht operationalisierbar. Er bleibt wissenschaftlich und philosophisch unbefriedigend. Das Selbst ist empirisch nicht erfassbar. Es zeigt sich im Medium von Intuition, Gefühl, Sinnerfahrung. Zeigt sich und entzieht sich, erscheint in strahlendem Dunkel, entschwindet in opaker Lichtgestalt. Es reicht vom nymphisch zarten Inkarnat bis zum Mandala-Manifest. Wir kommen ohne Mythologisieren und Symbolisieren nicht aus. Wir raunen von SinnlichÜbersinnlichem, von Heiligem, von Gott: So überladen reden wir, wenn das Zentralorgan alles Menschlichen umrissen werden soll. Nur widersprüchlich kann es erfasst werden, als Zentrum, das immer schon Zentrum ist, *Gesamtumfang aller psychischen Phänomene (C.G. Jung).* Und zugleich als Postulat, als Zielvorstellung, als imaginierte Bestimmung des Werdens, die nie ganz eingelöst, so wie *Verselbstung (C.G. Jung)* nie ganz erreicht werden kann. Das Selbst, das immer schon ist, ist immer noch nicht. Es ist ein zartes Mich-im-Gleichgewicht-Halten. Es ist aber auch Theokrat, dem wir uns gerne entziehen. Deshalb sind wir gross, sind wir bei allem Individuationsimpetus klein,

denn *wir bleiben stets noch draussen vor dem, was wir schaffen, der Maler geht nicht ins Bild (Ernst Bloch).*

Das Selbst ist nicht nur Inthronisation, es ist Dynamik. In ihm ist und bleibt Gegensatzspannung. Das Selbst ist Resonanz im Zwischen, Inbegriff des *Menschenbebens (Robert Jungk)*, Metaraum des Menschen jenseits des Menschen, Kritik aller Zeitgeistkasperei. *Dostojewski* würde im Blick auf es sagen: *So hat mich Gott gemeint.*

Der Sohn aus reichem Haus, der weder Banker noch Rabbi wird, auch nicht ordentlicher Professor, sondern Privatgelehrter mit befreitem Denken über alles Institutionelle hinaus, der mit seiner Privatbibliothek dann doch zur Institution wird. Sein seelisches Kranksein ermöglicht ihm eine beeindruckende Weltdeutung. Seine Bibliothek ist Heiligtum und Klinik zur Bewältigung der eigenen Leiden und jener der Welt.

Diese Vignette, die auf das Leben von *Aby Warburg* anspielt, soll u.a. zeigen: Nicht ein besserer oder ein angepasster Mensch zu werden ist der Auftrag, der uns vom Selbst her erteilt wird, sondern, wie oben schon angedeutet, vollständiger zu werden. Was für jeden Menschen etwas anderes heisst. Vollständig werden kann bedeuten: einer grossen Gesundheit teilhaftig werden, *einer Gesundheit, die man nicht hat, die man beständig noch erwirbt und erwerben muss, weil man sie immer wieder preisgibt, preisgeben muss. Gefährlich-gesund wäre, wer an ihr Anteil hat. Menschlich-übermenschliches Wohlsein und Wohlwollen wäre damit verbunden. Der grosse Ernst würde mit ihr erst anheben, das eigentliche Fragezeichen würde so erst gesetzt, das Schicksal der Seele würde sich wenden ... Gesundheit: ein performatives Ja, ein göttliches Jasagen zu sich. Gesundheit: Stimmung des grossen Mittags. Wärme*

und Helle statt Hamsterrad und Selbstverwaltung. Das Leben von *Berufsmensch, Wissenschaftler* ist geprägt durch *Ausschaltung aller erotischen Lust, ...Vermeidung aller Hingabe an die Schönheit der Welt oder die Kunst oder die eigenen Stimmungen und Gefühle (Nietzsche)*.

Dazu gehört allerdings auch die Erfahrung des Tragischen, des schicksalhaften Leids.

Im Selbst ist das zur archetypischen Struktur Gewordene am Werk wie auch das erst Kommende. *Wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, wir bedürfen einer neuen Gesundheit, einer stärkeren, gewitzteren, zäheren, verwegeneren, lustigeren, als alle Gesundheitsen bisher waren. Einer Gesundheit, die den grossen Schmerz nicht ausschliesst.*

Obwohl die Mitte nicht nur Licht ist: Das Heilsame wirkt im Selbst und durch es. Viel Neurotisches, Borderlinehaftes, alles, was bedrohlich auflösen will, kann tendenziell durch die Gegenbewegung vom Selbst her kompensiert werden. Nicht weil es das Gute ist, sondern das nichttotalitäre Totale. Es wirkt, wenn es will. Es wirkt, wenn ich es zulasse. Zulassen kann. Wenn die Grazie des Erhabenen mich erreicht. Als Gabe des gütigen Schicksals. Als Gnade.

Aber was wir Schicksal nennen, ist das Unberechenbare und kann deshalb auch grausam sein. Wie sollen wir uns dazu verhalten?

Die junge Poetin freut sich darauf, dass ihr Freund endlich zu ihr zieht. Er, der Schönheitstrunkene, der sich nach langen Scheidungskämpfen und -krämpfen endlich freigeschaufelt hat, das Glück mit seiner jungen Geliebten nun

unbeschwert genießen kann, wenn auch unter finanziellen Belastungen, die ihm seine Exfrau, das Gesetz oder er sich selber eingebrockt hat. Eineinhalb Jahre pures Glück!

Dann stürzt die junge Frau vom Pferd. Ist querschnittgelähmt. Die Dämonen haben das Thema neu formuliert.

Verschlungene Wege. Hadern. Es kommt anders als gewollt.

Vollständigkeit kann schmerzhaft sein. Das Andere kann als das Vernichtende einbrechen. Von aussen oder als Figur, die immer schon in mir lauert. Das Ganzmachende bedarf der Introversion, durchaus aber auch der berührenden Begegnung mit Menschen, Freunden, Feinden, mit dem Feind auch, der gewissermassen Freund in anderer Gestalt ist. *Die Freunde nennen sich aufrichtig; die Feinde sind es; daher man ihren Tadel zur Selbsterkenntnis benutzen sollte als eine bittere Arznei (Arthur Schopenhauer)*. Das Schattenhafte machen die sichtbar, die gegen uns sind. Gegen die wir opponieren, die wir ablehnen. Was ich aber verabscheue, enthält möglicherweise bewusstseinsergänzende Keime in nuce. Der Schicksalsschlag: ein Ausschlagen des Absurden.

Die Künstlerin, die Fragen der Lebensmitte spürend, zieht sich zurück, will auf der Insel sich finden. Wie soll es weitergehen in ihrem Leben? Welche Projekte soll sie aufgeben, für welche sich öffnen? Sie sitzt am Meer, angelehnt an eine schützende Felswand. Da wird sie unversehens von einer heftigen Welle an den Felsen geschlagen. Mit gebrochenem Genick liegt sie da, wird „zufällig“ von ei-

nem Medizinstudenten entdeckt. Sie lebt, wird nach Monaten des Kurierens wieder gesund. Ist nicht mehr dieselbe wie vor dem Unfall. Was wird sie sich fragen?

Dürfen wir in diesem Zusammenhang von einem Integrationsauftrag reden? Wäre nicht unentschiedenes Schweben, vielleicht sogar Hadern angemessener?

Gefordert ist wohl das Ethos des Labyrinths, das Ethos des verschlungenen Weges, der mehrmals zum Richtungswechsel zwingen kann. Es geht dabei nicht um die vom Zeitgeist befohlene Selbstoptimierung. Dieser fehlt die Idee des Gegensatzverbindenden, der Schlangenlinie, des Darüberhinausweisenden. Werden ist nicht forciertes An-sich-Arbeiten. Werden ist auch ein Entwerden. Ein Verzicht auf Verfügenwollen. *Hartmut Rosa* hat eindrücklich thematisiert, dass es zu wirklicher Lebendigkeit, zum Berührtwerden erst kommt, wenn wir dem Unverfügbaren begegnen. Dieses muss nicht als grossartig Transzendentes sich manifestieren. *Der Schneefall ist geradezu die Reinform einer Manifestation des Unverfügbaren (Hartmut Rosa).*

Mich für etwas Grösseres hinzugeben, das durchaus das Unscheinbarere sein kann, gehört mit zur Entfaltung – oder je nach dem zum Entfaltungsverzicht. Die Märchen und Geschichten vom Helden erzählen, vielleicht zu extravvertiert, aber musterhaft davon. Ein Held, eine Heldin ist jemand, der seiner Berufung folgt. Strukturell sieht das oft so aus:

Der Held, ich wähle hier als Mann den männlichen, geht seinen Weg und erfährt, dass dieser über ihn hinaus, zu ihm zurück und noch weiter führt. Ich verstehe ihn hier als prototypisch für unsere Individuationsaufgabe, für

unsere Quest: für die der inneren Reifung dienende Suchmission

Oft ist er in der unzureichenden Welt unter besonderen Umständen zur Welt gekommen, die Mutter von dieser Welt, der Vater aus den Räumen des Geistes. (Maria: irdische Mutter. Der Vater: ein göttlicher Geist).

Es kann ein Ruf von aussen erfolgen. Er weigert sich zunächst, den Auftrag anzunehmen.

Dann spürt der Adept, vielleicht von einem Mentor überzeugt, dass er diese Aufgabe lösen muss. Er macht sich auf den Weg.

Nach dem Überschreiten der ersten Schwelle gibt es kein Zurück mehr.

Bald treten Hindernisse auf. Erste Bewährungsproben. feindliche Mächte, Gegner erschweren das Vorankommen. Projektionen, Schattenwürfe, Personaverstrickungen erschweren den Weg.

Er dringt dennoch bis zum gefährlichsten Punkt vor.

Gelangt er auf die andere Seite: ins Reich des noch nicht Gewussten? Manchmal führt dieser Weg als Nachtmeerfahrt durch Räume der Angst. Es gilt, das Wasser der Unterwelt zu durchqueren, wie in der ägyptischen Mythologie der Sonnengott Re. Die Krise wirft Fragen auf: Schaffe ich den Übertritt? Oder werde ich verschlungen von den Mächten falscher Versuchung (Jesus in der Wüste)?

Und die Frau? Wie integriert er das Gegengeschlecht? Ist Odysseus der Kirke gewachsen?

Wenn ich es schaffe, bin ich wie wiedergeboren. Nicht spektakulär, vielleicht bin ich kleiner geworden für die Augen der Welt, die Seelisches nicht sieht. Ich aber spüre nun das, was von woandersher hilft.

Der Held tritt den Rückweg an.

Eine letzte schwere Aufgabe steht bevor, vielleicht werde ich gerichtet – und bin erst dann ganzheitsfähig, fähig zur Vereinigung mit dem Anderen. Das wäre die Grosse Aussöhnung mit dem Unbewussten einerseits und mit dem Prinzip des Geistigen andererseits. Ein Symbol für die Gegensatzvereinigung kann die märchenhafte Hochzeit sein, die Heilige Hochzeit.

(In der Jesus-Mythologie scheint sie zu fehlen. Er ist so gesehen ein Antiheld. Aber das Kreuz wird zum Inbegriff der Verbindung. Es ist die Verbindung zweier Achsen: Das Kreuz, das Tod bedeutet, weist gleichzeitig auf aufstehendes Leben hin. Wer im Schnittpunkt der Achsen lebt (oder stirbt), ist ganz.)

Der Held hat das Problem gelöst, indem er den Weg der Wahrheit gegangen ist. Er hat das hilfreiche Elixier gefunden. Der Transfer des Seelisch-Symbolischen in die Profanität ist prinzipiell gelungen. Der Held lässt die gewöhnliche Welt teilhaben an seiner Wahrheit, er hat sie potentiell zu einer neuen Freiheit geführt. Für wie lange? Auf James Bond wartet die nächste Aufgabe ...

Wer sich auf diese Irritationen einlässt, setzt sich mit den Lebensaufgaben auseinander, indem er der „anderen“ Sicht, dem „Willen des Unbewussten“ Beachtung schenkt, was zunächst ein Widerspruch ist, da ich ja diesen Willen gerade nicht kenne.

Wie finde ich heraus, was Es will? Und wie kann ich diesem verstörend paradoxen Anderen gerecht werden, das mein Leben blockiert und zugleich ins Leben drängen will, um die Blockade aufzuheben? Wer so fragt, lässt sich auf einen Individuationsprozess im emphatischen Sinne ein. Und ist vielleicht hinterher desillusioniert:

Weisst du, was man dafür bekommt, ein Held zu sein? Gar nichts. Man wird beschossen. Man kriegt ein Schulterklopfen. Blabla. Gut gemacht. Man wird geschieden. Eine Frau, die ihren alten Nachnamen vergisst. Kinder, die nicht mit einem reden wollen. Man isst sehr oft allein. Glaub mir Junge, niemand will dieser Typ sein. Bruce Willis.

Individuation ist ein Geschehen, das mit dem, was wir immer schon geworden sind, verknüpft ist, aber einer besonderen Begründung und Ergänzung bedarf: Die verborgene Textur gilt es in ihren Spiegelungen, in dem, was mir widerfährt, in den „Offenbarungen“ von Sinn – oder Unsinn – zu erkennen, damit sich mir eine Art zweiter Wirklichkeit, die im Grunde die erste ist, erschliesst.

Das wahre Leben ist immer abwesend. Im Selbst ist es als das dem Woanders Zugewandte anwesend.

Die grossen religiösen Lehrer reden davon. So karikiert *Jesus* beispielsweise familiäre Bindungen und fordert zur Umprogrammierung auf: Pfeife auf die Geschichten deiner Herkunft, denn in dir wirkt ein Pneuma, das dich beruft zu einer rätselhaften Position im Raum einer ganz anderen Zugehörigkeit.

Umdenken beginnt mit der Befreiung aus den Komplexen des bloss Anverwandelten und eben nicht Transformierenden, mit der Überwindung des blossen *Man*, mit der Infragestellung an-erzogener oder übernommener, vielleicht sogar angenehm zwanghaft gewordener Selbstverständlichkeiten. In Frage stelle ich mich aber nur, wenn ich leide. Ich leide, weil meine Annahmen und Projekte enttäuscht werden. Ich bin überzeugt vom elegant gestalteten Tempo meines Weges, meiner effizient gemeisterten Praxis. Mein Ehrgeiz (aus ahd: ere und gite: Gier nach Ehre) hat fast oder tatsächlich zum Ziel geführt. Dennoch stellt sich heraus, dass das *schnelle Tier, das mich zur Vollkommenheit hätte tragen sollen*, ins Leiden geführt hat, wie *Meister Eckhart* augenzwinkernd formuliert, in Gefühle der Nichterfüllung, von Verlust, in nicht definierbare Zustände. Was ist aus dem geworden, was ich aus der Palette all der Optionen gewählt habe? Und habe ich wirklich gewählt? Habe ich nicht eher mich wählen lassen – von der Anmutung und Verführungskraft der Angebote? Wer bin ich unterdessen geworden? Warum macht mich mein Erfolg nicht nur glücklich? In welche Fallen bin ich getappt? Wo muss ich mich öffnen, wo abgrenzen? Wo muss ich autonomer werden, wo ist Bezogenheit gefordert oder sogar Abhängigkeit unumgänglich? Bin ich auf dem Weg über bloss Ichhaftes hinaus – zum Du, zum Wir, zur Welt? Wie offen bin ich trotz meinen Konfessionen für den Einfall des mich Übersteigenden? Welche Namen gebe ich dieser Tiefenerfahrung? Wozu das alles?

Das hochbegabte Mädchen gewinnt schon als 12jährige Preise für ihr Klavierspiel. Sie übt Tag und Nacht – bis schwerwiegende Entzündungen sie zwingen, das Klavierspiel definitiv aufzugeben. Sie entdeckt das Tanzen als Passion. Wieder ist sie rasch international erfolgreich. Da treten unglaubliche Gelenkschmerzen auf. Diagnose:

Sprunggelenksarthrose im Endstadium. Sofortiger Abbruch des Tanzens.

Wie verhält sich denn da Beruf und Berufung? Hat die junge Frau das Falsche gewählt? Oder hat sie das Richtige gewählt, aber das Schicksal zeigt sich als Manifestation der Ungnade? Und warum sollte das Mädchen in Ungnade gefallen sein?

Wenn *Jung* sagt, dass jedes seelische Problem ein religiöses sei, meint er damit, die persönliche Welt- und Selbstdeutung müsse nochmals anders, nicht unter dem Aspekt bestmöglicher Anpassung, sondern vom persönlichen Mythos her in Frage gestellt werden. Mit *persönlichem Mythos* ist hier nicht das Klammern an Lebensgeschichtliches mit typischer Abwehrhaltung gemeint. Im Gegenteil: Mein Mythos ist das hilfreich sinnstiftende Gewebe, das mich verbindet – mit Vergangenheit, mit Archetypischem, mit dem Kommenden. Es ist meine Geschichte, die, noch wo sie Muster, Immergleiches enthält, nicht aus der Retorte ist, nicht der Selbstbesänftigung dient, sondern dem Kausalen das Finale entgegensetzt. Auch vom Wozu her muss ich nochmals und immer wieder lesen, was in mir der Fall ist, in jenen Texturen, in denen eine andere Wahrheit wirklichkeitsbildend am Werk ist. Das wäre wohl der Sinn von Religion (*relegere*). Zudem sollte ich mich über alles „Lesen“ und Deuten hinaus offen halten für die *Erfahrung* des Anderen – ob skeptisch, agnostisch oder aus dezidiertem Glauben heraus. Religion wäre auch *religere*: also sorgfältig beobachten; wäre auch *religare*: mich mit dem Urgrund verbinden. Dabei heisst es immer wieder bescheiden zu bleiben, werden wir doch unsere Macken und Schrullen, uns selber nicht einfach los, auch durch Erkenntnis nicht, selbst durch spirituell durchdrungene. *Man kann eine Neurose ablegen, vermag aber nicht,*

von sich selbst zu genesen, formuliert *Jean Paul Sartre* bündig. Trotzdem glauben wir an Bewusstseinsweiterung. Eher bildhaft als intellektuell lässt sich ausdrücken, was es eigentlich ist, das dieser dient. Einige Dimensionen lassen sich zwar in einer Auslegeordnung benennen, wie dies beispielweise *Hans Lenk* vorschlägt: Deutungen von oben (aus geistiger Sicht) sollen Deutungen von unten (der naturalistischen Sicht) ergänzen; die phänomenale, existentielle Sicht soll vom Sozialen her erweitert werden und umgekehrt; und schliesslich treibt uns, was er unter der Bezeichnung *Anthropologie nach vorne* thematisiert, etwas um, das wir noch kaum in Worte fassen können: Inwiefern sollen und können Gehalte eines NochNicht leitbildhaft werden?

Tiefer aber noch: Den Willen des Unbewussten zu ermitteln ist im Grunde die postreligiöse Fortsetzung der Aufforderung, den Willen Gottes zu befolgen. Damit soll nicht das Unbewusste vergottet, sondern umgekehrt das spirituell überhöhte Reden menschengemäss, also tiefenpsychologisch verstanden werden. Empirisch lässt sich nicht klar zwischen einer Höhen-, Tiefen- und Untiefenherkunft der Impulse unterscheiden. Das Untere ist vielleicht das Höhere, das Höhere eine Falle. *Man kann auch in die Höhe fallen*, wie *Hölderlin* notierte. Erhellung kommt von NichtOrten her, auf die ich antworten kann: Als symbolisierendes Tier bin ich stets am Überschreiten dessen, was bloss der Fall ist. Als *homo performer* bin ich aufgefordert, zu gestalten, immer angemessener zu handeln, Werte zu schaffen, den Sinn der Erde zu achten, die Geister der Lüfte einzuladen, Feuer anzufachen, einzutauchen ins Seelisch-Wässrige. Es kann aus allen Richtungen beflügelnd wehen und wirbeln.

Damit auch theismusskeptische Avantgarden von numinosen Erfahrungen des Erhabenen nicht ausgeschlossen sind, ist der Begriff des Religiösen zu erweitern: „Gott“, falls er überhaupt noch genannt werden will, zeigt sich weniger theo-logisch als in konkreten oder imaginären Kunsträumen, in Ekstasen, im Naturgenuss, im humanistischen Engagement, in aufklärerischer Verzauberung. Vor dem Willen zu vollendeter Schönheit müssen wir uns allerdings auch schützen; sollten es zulassen, dass sich ins Geplante oder Vorhandene kleine Unvollkommenheiten einschleichen.

Ein Wissenschaftler verliebt sich in eine wunderschöne Frau, eine Liebesgeschichte beginnt, die allerdings bald getrübt wird: Der Mann fühlt sich gestört durch ein Muttermal auf der linken Wange der Frau. Sie ist einverstanden damit, etwas dagegen zu tun, sie hat den Blick ihres Mannes übernommen und fühlt sich selbst entstellt. Der Wissenschaftler entwickelt in seinem Labor ein Mittel dagegen, dieses tut seine Wirkung, das Muttermal entfärbt sich und verschwindet. Mit dem Muttermal schwindet aber auch das Leben der Frau. Die Vollkommenheit ist erreicht – im Tod. So im Roman von *Nathaniel Hawthorne: The Birthmark, 1843*)

In den Religionen taucht zwar der Vollkommenheitsgedanke auf, auch in biblischen Texten, imperativisch in Mt.5, 48 (*Ihr sollt vollkommen sein ...*), bestätigend in Kol.2, 10 (*Ihr seid vollkommen ...*). Vielleicht ist aber gar nicht so sehr der Gedanke der Vollkommenheit, sondern der des Vollständigseins, der Ganzheit gemeint. Die Wortwahl in der griechischen Bibel betont den Aspekt der Reife, des Erlangens der Bestimmung,

der gültigen Verwirklichung. Vollkommenheit wäre der Zustand der Weltenthobenheit. Individuation aber ist der Prozess der Wandlung unter den Bedingungen der Matrix des Lebens, die selbst auch in Bewegung ist.

Ich bin zur Auseinandersetzung aufgefordert. Mein Verhältnis zum Zusammenspiel von Hell und Dunkel, die Art und Weise, wie ich Konsonanz und Dissonanz zulasse, salopp mische oder gekonnt in ein Werk verarbeite, all diese Herausforderungen dienen der hier immer wieder thematisierten Ganzheit, die allerdings stets eine Utopie bleibt. Wenn ich am Auseinanderdriften der Segmente meines Lebenskreises leide, komme ich neben aller Pragmatik um ein Eintauchen in den symbolischen Innenraum der Welt nicht mehr herum.

Wir sind Bürger zweier Welten. Wir sind Söhne und Töchter aus trivialen Verbindungen. Wir sind aber auch Abkömmlinge einer Grossen Idee. Die Frage, ob Jesus der Sohn eines Schreiners oder der Sohn Gottes ist, kann nur beantwortet werden mit der Einsicht, dass er – und wir alle – Kinder zweier Herkünfte sind. Unsre Eltern sind unsre Eltern und doch letztlich nur Stiefeltern. Damit plädiere ich nicht gegen den Wärmestrom, den wir uns von der bürgerlichen Familie versprechen. Wir erhoffen uns sehr viel von dieser Zelle, mehr als was möglich ist. Immerhin ist aus dem ursprünglich mit *familia* gemeinten kruden Herrschaftssystem in unsern Weltgegenden vielerorts ein Chancenraum für die Kinder geworden.

Trotzdem: Wir sind den Eltern provisorisch anvertraut. Dann aber haben wir sie zu verlassen, nicht nur, *um einem Weibe anzuhängen* (Mt. 19,5), sondern überhaupt: um einem Ruf von anderswo zu folgen. Wer im unfreiwilligen Gehorsam gegen-

über dem Hergebrachten verharret, verfehlt seine Individuation. Diese ernst zu nehmen, heisst auf einen grösseren Willen zu horchen. Deshalb ironisiert Jesus, wie oben schon angedeutet, seine Verwandtschaftsbeziehungen, am anstössigsten im Ausbruch gegenüber der Mutter: *Weib, was hab ich mit dir zu schaffen? (Joh. 2,4)*

Wäre er Esoteriker gewesen, hätte er sich gefragt: Worin liegt die Bedeutung, dass ich gerade diese Mutter, diesen Pflegevater vorgeburtlich ausgesucht habe? Wir alle könnten uns übungshalber diese Frage stellen: Welches Problem muss ich lösen, das mir durch die Wahl der Konstellation meiner Eltern eingebrockt worden ist? Womit muss ich brechen, um mich aus dem Elternkomplex zu befreien? Was habe ich dadurch zu gewinnen?

Ist Individuation also nicht nur Aufbruch, sondern Ausbruch? Ist dieser vom Ich zu leisten? Die Stärkung des Kontinuums, das wir Ich nennen und als zentrale Entscheidungsinstanz erleben, ist zwar unabdingbar für Bewusstsein, ist aber nicht die seelische Mitte. Trotzdem: Das Ich hat die Aufgabe der Lichtung. Egokritische Imperative wie *Gib dein Ich auf* können allenfalls so interpretiert werden, dass ich die Zwangsstruktur meiner Bewusstseinsverengung durch Selbstpluralisierung aufbrechen soll; dass dem Ich als aufgeblasenem Wicht mit seinem „lack of compassion“ ein Deflationierungsprozess zu verordnen ist. Aber nicht so, dass ich das Licht meines Ichs löschen muss, selbst wenn es das Geschenk Luzifers ist. Er ist der archetypische Lichtbringer, und die Geschichte seines fatalen Ungehorsams betont noch einmal die Zweideutigkeit der Erhellung: Sie ist von den eifersüchtig Wachenden über uns, seien diese physisch oder metaphysisch konstelliert, nicht gewollt – und dem Prozess der Bewusstwerdung wohnt ja in der Tat die Gefahr der Hybris inne.

So gesehen stellen sich durchaus moralische Fragen. Ausgerechnet *Adorno*, der sich *Jungs* Individuationsforderung widersetzt hätte, weil es kein richtiges Leben gebe im falschen, fordert trotzdem genau zu dem auf, was im Sinne *Jungs* Arbeit an dem wäre, was dem Ich dunkel anhaftet, an dem, *was du auch bist, aber auf keinen Fall sein willst*, nämlich zur *Kritik an jenem Starren und Unerbittlichen, das in uns sich aufrichten will*. *Adorno* fordert auf zu unterscheiden, *ob man blind nach aussen schlägt ... oder ob man statt dessen in der Reflexion auf die eigene Bedingtheit lernt, auch dem sein Recht zu geben, was anders ist, und zu fühlen, dass das wahre Unrecht eigentlich immer genau an der Stelle sitzt, an der man sich selber blind ins Rechte und das andere ins Unrecht setzt*.

Der Bedeutungshorizont des Selbst bringt uns in Schwierigkeiten. Das Selbst – ein Grenzbegriff für das, was mich immer schon hält und das doch immer erst als Möglichkeit des Vollständigwerdens bloss angelegt ist: Es ist der Inbegriff psychisch autonomer Steuerung, ist der Archetyp des Überindividuellen, ist Organisationsforum "metaphysischer" Inhalte, repräsentiert das Unendliche und birgt genau deshalb in sich auch die Gefahr falscher Totalität. Das Selbst ist, in frommer Sprache gesagt, die Wirklichkeit des Göttlichen in mir, mit dem ich mich aber nicht identifizieren darf.

Das Selbst, das es, wie gesagt, in gewisser Hinsicht gar nicht gibt, ist das Wahrheitsmedium für die erfahrbare Realität. Der Atem des Individuellen, die Essenz des universalen Geistes und die Vermittlung der beiden durch das Seelische, dieses multiple Geschehen ist eines. Wir brauchen mythopoetische Öffnungen, um dieses Transempirische empirisch zu erfahren. Durch sie ereignet sich eine Sprengung blossen Ich-seins. Das Ich ist wie

gesagt nicht die Mitte. Aber die Abwendung vom *principium individuationis*, das für *Schopenhauer* nur Befangenheit im Egoismus war und das zu überwinden sei durch die Erkenntnis des Ganzen und so zur Stilllegung jeden Wollens führe, kann uns nicht befriedigen: Ich will mich individuieren, muss radikal Ich werden. Inkarnation, Fleischwerdung, ist die Ausgangsbedingung, um mich überschreiten zu können, um mich sowohl zu überhöhen als auch zurückhaltender werden zu lassen. Totale asketische Resignation, *Mortifizierung* des Leibes, alles Sichtbaren überhaupt ist aber ein abspaltendes Nein. *Schopenhauer* selbst schien das Leben der Heiligen und der schönen Seelen zu beneiden, aber selber führte er ein kauziges Leben, war arrogant und selbstgefällig. Individuation wäre indes gerade, so mache ich sie nochmals gegen blosses Schweben stark, mit einer zunehmenden Integrationsleistung verbunden.

Das Selbst ist die zentrale Instanz der Ganzheit. Diese ist in der abendländischen Theologie trinitarisch gedacht: Vater, Sohn und Heiliger Geist. Ins Psychologische gewendet: Auf die väterliche Position folgt der Widerspruch, dann die Synthese. Die in Gott latent anwesenden Gegensätze treten auseinander: im Sohn – aber eben auch in der Gestalt des abgespaltenen Teufels. Der Geist vereint in sich die Liebe Gottes und müsste auch seine (unbewusst sich entfaltende) Schrecklichkeit mit enthalten.

Mit C. G Jung muss erörtert werden, ob nicht eine kommende spätchristliche Mythologie das Trinitarische zur Quaternität weiten sollte. Das Vierte wäre, formelhaft gesagt, die Materie, das sog. Weibliche, die Wirklichkeit der Welt überhaupt, *der Schatten und der Gegenwille* (C.G Jung). Die ethischen Implikationen dieser Wandlung sind noch kaum abzusehen ... (siehe Seite 64). Wenn wir verstehen wollen, was Integration meint

und das Erkannte auch noch leben sollen, wird uns einiges zugemutet. Zurück also zu dieser Frage.

Zunächst ginge es darum, die problematischen Vermischungen zu erkennen: Wir sind auch das geworden, was wir nicht sind, dank Sozialisation, aufgezwungenen Rollen und ungesellschaftskonformen Verpflichtungen. *So wie man uns jetzt erzieht, bekommen wir zuerst eine zweite Natur: und wir haben sie, wenn die Welt uns reif, mündig, brauchbar nennt. Einige wenige sind Schlange genug, um diese Haut eines Tages abzustossen: dann, wenn unter ihrer Hülle die erste Natur reif geworden ist. Bei den meisten vertrocknet der Keim davon. Nietzsche.*

Das ist Erziehung, sagte er, sie lockt dich auf Wege, von denen du weisst, dass sie nicht die richtigen Wege sind, bis du vergisst, dass sie nicht die richtigen Wege sind, und glaubst, dass es die einzigen Wege sind. (Mr. Pavone in Gabriel Josipovic's Scelsi-Roman „Unendlichkeit“)

Oder in einer Formulierung von Heidegger: *Die anderen haben mir das Sein abgenommen.*

Wir beginnen als Fremdgesteuerte. Es ist deshalb wünschenswert, dass wir uns verlieren, um uns zu individuieren. *Es ist nicht nur wünschenswert, lesen wir bei C.G. Jung, sondern sogar unerlässlich, weil durch die Vermischung das Individuum in Zustände gerät und Handlungen begeht, die es uneinig mit sich selber machen. Von jeder unbewussten Vermischung und Unabgetrenntheit geht nämlich ein Zwang aus, so zu sein und zu handeln, wie man selber nicht ist. Man kann darum weder*

einig damit sein, noch kann man dafür Verantwortung übernehmen. Man fühlt sich in einem entwürdigenden, unfreien und unethischen Zustand ... Eine Erlösung aus diesem Zustand aber ergibt sich erst dann, wenn man so handeln kann, wie man fühlt, dass man ist.

Es muss allerdings anerkannt werden, dass man nichts schwerer erträgt als sich selbst. C.G. Jung

2

Wie soll ich innerwerden, ob ich wirklich vom Selbst her ins Leben hineingeleitet werde oder ob ich mir nicht etwas vormache, aufgebläht und pseudospirituell verführt?

Es sind die Träume, die den eingeschlagenen Weg kommentieren. Allerdings muss ich ja diesen Kommentar seinerseits deuten. Gerne mache ich das so, dass es mir in den Kram passt. Die Auseinandersetzung mit einem Gegenüber, das klug über Interpretationskünste verfügt, bringt mich deshalb weiter. Zu rasch glaubt man, selber der Klügste zu sein. Der eigene Kopfstift aber beschränkt. Der des andern auch. Aber im Dialog kann sich das Erhellende ereignen.

Ich selber favorisiere die Deutungskunst der Jungschen Schule – nicht ohne Seitenblicke auf Freud, Lacan und die Daseinsanalyse. Während meiner Tätigkeit als Therapeut habe ich vor allem erlebt, dass es zu einer Tiefenerfahrung führen kann, wenn wir das Mikrokosmische der Traumwelt durchaus als Anekdote, als kleine Geschichte verstehen, sie aber auch vom schillernden Licht grosser Erzählungen her beleuchten. Meine Privatmythen sind ernstzunehmende Fussnoten des Kollektiv-Psychischen. Dem Erkenntnisversuch des Individuums steht hilfreich beiseite, dass es schon gewusst ist: von der Mitte der Ganzheit, vom Selbst her.

Träume sind das Ergebnis unterschwelliger geistiger Aktivitäten, die symbolisch unsere Gegensatzspannungen aus transrationaler Perspektive sichtbar machen bzw. überbrücken.

Am eindrücklichsten sind jene Träume, die über das Persönliche hinaus Kollektives andeuten oder dramatisch aufscheinen lassen.

Albrecht Dürer hat einen Traum notiert, der ihn an Pfingsten 1525 derart erschütterte, dass er am ganzen Körper zitterte und erst nach Stunden wieder zu sich fand. Im Traum fielen vom Himmel sintflutartige Wassermengen, verbunden mit *Wut und Brausen*. In diesem Traum mag sich sein persönliches Schicksal spiegeln: Dem an der Milz Erkrankten mochte sich der Tod ankündigen, zugleich aber deuten sich wohl überpersönlich grosse gesellschaftliche Fluten an: Türkeneinfälle, Bauernkrieg, Reformation ...

Träume von kollektiver Bedeutung treten zu allen Zeiten auf, werden aber erst in letzter Zeit systematischer erfasst und ausgewertet.

Abendländischer Philosophie hat der Zugang zu dieser Welt des Subliminalen, zum Bewusstseinsstranszendenten meist gefehlt. Sie ist per definitionem logosfixiert. Mit Ausnahmen. Spätestens *Nietzsche* hat geahnt, dass wir glaubhaft nur sind, wenn wir mehr als die Ratio entwickelt haben:

Ich mache mir aus einem Philosophen gerade so viel, als er im Stande ist ein Beispiel zu geben ... Aber das Beispiel muss durch das sichtbare Leben und nicht bloss durch Bücher gegeben werden, also dergestalt, wie die Philosophen Griechenlands lehrten, durch Miene, Haltung, Kleidung, Speise, Sitte mehr als durch Sprechen oder gar Schreiben. Geht es also darum, das Leben ausgewählter Einzelner zum Bild für andere werden zu lassen, das Einmalige, Unwiederholbare zum Sym-

bol für viele? Das seit einiger Zeit wachsende Bedürfnis, Biografien und Autobiografien von Stars und Kulturträgern zu lesen, zeigt, dass wir das Bedürfnis haben, unsere eigene Alltäglichkeit im Spiegel ungewöhnlicher Lebensmodelle zu reflektieren. *Unseresgleichen ein Beispiel zu geben (Volker Gerhardt)*, ist aus der Perspektive des Humanismus die höchste ethische Verpflichtung der Individuation. Wer allerdings eine bestimmte Existenz – und sei es die eigene – *zum hinfälligen Bilde einer richtigen machen will, sollte ... dieser Hinfälligkeit eingedenk bleiben und wissen, wie wenig das Bild das richtige Leben ersetzt*, schreibt Adorno, der seinerseits Distanzierung und Einsamkeitsfähigkeit für die letztlich sinnvollste Möglichkeit zu existieren hielt. Adorno schlägt für die Intellektuellen, diese Minderheit von hochkultivierten Weltschmerznarren, den Rückzug vor: Alles Mitmachen sei blosser Maske, noch wo es als Menschlichkeit sich zeige. Einzig mögliches Glück: die winzige Freiheit, die im Erkennen liege.

Fehlt da nicht etwas? Wie steht es beispielsweise mit der Liebe? Oder hat auch sie Facetten, die bloss Maskerade sind?

Viele grosse Denker waren und sind Melancholiker. *Sören Kierkegaard* schreibt, dass er *Reflexion von Anfang bis Ende* sei. *Gelebt habe ich eigentlich nicht. Sich selber durchsichtig zu werden, mit mir ins Reine kommen, was ich tun soll, ... eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit für mich ist, die Idee zu finden, für die ich leben und sterben will* – das war seine Absicht.

Natürlich soll nicht für alle der Weg durch ein solches Reflexionsmartyrium führen. Was wirklich zählt, ist, was *Kierkegaard* ja auch anstrebte, nämlich aus der Selbstentfremdung herauszutreten und *sich erkannt zu finden*. Für *Kierkegaard*: von Gott.

Ist *Kierkegaard* gescheitert? Oder ist gerade das uns so beeindruckende Reflektieren seiner Not, das sich in seinem Schreiben niederschlug, Gelingen von Leben? Sein urpersönliches Gelingen? Sind Künstler und Literaten, die ein bizarres Leben führen, seelisch krank sind oder gar kriminell, aber ein bedeutendes Werk schaffen, Beispiele für misslungenes Leben? Der revolutionäre Renaissancekomponist *Gesualdo* hat, soviel wir wissen, seine untreue Frau umgebracht; *Mozart* war neurotisch, spielsüchtig, ein Syphilitiker; *Wagner* ein ungehobelter Antisemit. Warum bestaunen wir nicht nur ihre Werke, sondern wollen auch noch wissen, wie sie gelebt haben? Vielleicht gerade deshalb, weil sie nicht mediokre Lebensgestaltung anstrebten, sondern sich in freiwillige Abhängigkeit oder in unfreiwillig gewählte Freiheit begaben, die etwas Grösserem diene: ihrem Werk. *Erich Neumann* weist darauf hin, dass gerade der schöpferische Mensch oft der Verwundete ist, voll innerer Unfähigkeiten, *immer dicht am Abgrund*. Aber aus dem Leiden in der Tiefe *kann ein Heilendes aufsteigen, nämlich der schöpferische Prozess*.

Die meisten von uns aber hoffen vor allem auf Gesundheit und suchen so etwas wie Glück, das es in mannigfaltiger Form geben mag, kurz und heftig, als mittlere Zufriedenheit, oft nur als Tagtraum, dem zwar Fleisch und Blut fehlen, dem dafür umso mehr Intensität eigen ist. Glück! – auch grösser formatiert, im Sinne von Genuss, gänsehauterzeugender Überwältigung oder als wunderbarer Zufall, den der Betroffene für sinnstiftend hält, als grenzensprengende Liebe und Eudaimonia: human flourishing, als Inbegriff erfüllten Lebens. Am glücklichsten ist, wer nicht weiss, dass er es ist, und wer sich gar nicht um Glück schert.

Er sitzt mit seiner Familie vor dem Gartenhäuschen. Er will in diesem Moment genau das, was er hat, und er hat, was er will. Als Phantasieüberschuss lediglich zentrierende Bilder einer Welt, in der sich oben und unten aufrichtig anblicken.

Schon so viel Bescheidenes kann mehr sein als spiessiges Sitzenbleiben. Der Weg der Individuation ist zwar nicht der blosser Glückssuche, es sei denn, man würde jenes ambivalente Aufgehobensein im vieldeutigen Wechselspiel numinoser Macht *Glück* nennen.

Dem, der sich einlässt, vieldeutig, polymorph, anarchisch, paradox, mag die kräftige Imagination *Dionysos* gerecht werden – der Gott der Vitalität, der Metamorphosen, der Grenzüberschreitungen und Grenzverletzungen. Das Prinzip der enthusiastischen Sprünge, des Ozeanischen, des Flutens, der Improvisation und Variation, der Verwandlung von Wasser in Wein und von Wein in Blut. Dionysos steht für Ekstase und Rausch. Er ist wohl der älteste der antiken Götter, komplexer als alle Gottheiten der Ordnung, unheimlich, wirklich gefährlich aber nur, wenn wir missachten, was er will. Zum dionysischen Aspekt des Selbst sagt *Nietzsche* schon früh, es sei das *Gewahrwerden der Einheit mit dem inneren Grunde der Welt*, das uns in kurzen Augenblicken als das *Urwesen* erscheine. (Bei *Nietzsche* ist das Selbst leibfundiert. In meinen Überlegungen ist es als Mitte des Seelischen thematisiert. Leib ohne Seele wäre bloss bewusstlose Körperlichkeit). Aber es stimmt: Dionysos ist nicht luftiger Geist, er ist Geist der Erde, der in den meisten Hochreligionen verloren gegangen ist oder zum Teufel wurde.

Wie würde eine Gesellschaft sich verändern, wenn dieser Gegengott, vielleicht der erste Gott überhaupt – als nochmals anderer Aspekt des Vierten – ins Ganze integriert wäre?

Mehr oder weniger im Untergrund findet in jeder Gesellschaft Gegenseelisches, also Oppositionelles statt. Wenn oben Tod-sünden-kataloge erstellt werden, wird unten dennoch wild gesungen – und nicht nur gesungen. Beispielhaft und anekdotisch: Die 4. Strophe eines Liedleins aus den mittelalterlichen Carmina Burana (einer Anthologie von Vagantenliedern, die ausgerechnet in der Bibliothek eines Klosters sorgfältig aufbewahrt worden sind) lautet:

Er schob mein Hemdlein hoch,
so dass ich unten entblösst war,
und erstürmte meine kleine Burg
mit aufgestelltem Spiess.

Oder aktueller: Das religiöse Regime in einem theokratischen Staat wie beispielsweise dem Iran kann – gottseidank – nicht verhindern, dass die Jugend das Verbotene lebt und das Risiko unmenschlich harter Bestrafung eingeht.

Sexualität, Rausch, Entgrenzung gehören wesentlich zur Fülle des Lebens. Für die traditionellen Kirchen aber ist das Sexuelle die grosse Konkurrenz: Es ist attraktiver und – noch bedrohlicher – es führt vielleicht näher zu Gott als Enthaltbarkeit. In ähnlicher Konkurrenz zu allem Spirituellen steht das Geld. Früh schon haben aber Kirchen den Dreh gefunden, persönlichen

materiellen Reichtum, ja ganze ausbeutende Wirtschaftssysteme als gottgewollt zu integrieren.

Manchmal überlappt sich das zunächst Inkompatible: Im Mittelalter konnten Wirtshaus und Kirche Orte des kollektiven Genusses von Alkohol sein. Erst die Erfindung des Ichs als einer vernünftigen, autonomen und moralischen Instanz zwang das Berauschte in den Untergrund. Die Industrialisierung verlangt Kaffeetrinker, nicht Biergeniesser. Im 17. Jahrhundert wurde von den Importeuren für Kaffee geworben, indem sie auf die Bedeutung bürgerlicher Geschäftigkeit hinwiesen. Es galt wegzukommen von der *in alkoholischer Benebelung dahindämmernden Menschheit*, wie Wolfgang Schivelbusch belegt. Die Bedrohung des modernen Ichs kommt von innen. Nicht politische Willkür oder Unterdrückung des Individuums von aussen scheinen das Hauptproblem zu sein, sondern seine „Neigungen“.

So sehr uns die Frage nach dem Gehalt von Individuation umtreiben sollte:

Haben Menschen nicht das Recht, falsch zu leben und ungesund und auf Lebenskunst zu pfeifen, insbesondere wenn sie die Verantwortung für sich und die Ihren trotzdem übernehmen?

Dem, der sich offensichtlich selber schadet, sollen wir als Freunde, als Eltern, als Pädagogen selbstverständlich sagen dürfen: Du, wie wäre es, wenn du weniger säufst? Du, es wäre klüger, wenn du nicht definitiv zum couch potato wirst. Und Du, ja du bist arbeitssüchtig. Dich auf seelisch-geistige Weiterentwicklung einzulassen, könnte dich erheben. Aber wer hat ausserdem das Recht, sich moralisch einzumischen? Etwa der Staat? Soll das Allgemeinwohl durch Verwaltungsvorgänge definiert werden? Soll es nicht mein Entscheid bleiben, ob ich

rauche oder nicht, ob ich jogge oder nicht, und was ich esse? Bin ich nicht gerade wegen meiner Unarten so sympathisch? Inwiefern muss der Staat den Bürger vor sich selber schützen? Inwiefern darf oder muss er Hedonismen, zum Beispiel Konsumfreuden oder Bewusstseinszustände des einzelnen regeln? Weil sie möglicherweise einem als gut vorgestellten Ganzen nicht dienen (gleichzeitig aber kapitalistischen Interessen durchaus)? Umgekehrt, so könnte man einwenden, ist das politische System nur noch reaktiv. Die Frage, in welcher Gesellschaft wir leben wollen, führt kaum zu einem demokratischen Diskurs.

Aber es gilt: Wir hätten gerne Rundum-Sicherheit, sind von Kopf bis Fuss versichert. Das Unwägbare darf nicht sein, jedes Risiko ist einerseits ein zu tilgender Makel, andererseits erfinden wir kompensatorisch Extremsportarten, auch romantisch motivierte, wie etwa die Unternehmungen der urban explorers, in denen es endlich wieder gefährlich zu und her geht. Und viel häufiger: Wir beeinflussen unsern mentalen Zustand durch die Einnahme von allerhand Substanzen, deren Wirkung unsere Befangenheiten sprengen soll.

Die Idee von gelingendem Leben müsste aus der Perspektive der Individuation auf Verbindendes statt auf Abspaltungen zielen, auf das Sowohl-als-Auch von Ordnung, Klarheit, Vernunft und Dionysos. Das hiesse, Elemente von Abstinenz zu verbinden mit der Bejahung von Lust und Rausch und Unwägbarkeiten. Wie wäre es, wenn wir unaufgeregt zusammen denken und leben könnten, was jetzt noch unvereinbar erscheint? Wie sähen Theorie und Praxis eines Mentalitätsraumes aus, in dem sich widersprechende Denkfiguren und Lebenspraktiken aufgehoben wären?

Nun rumort unter der zivilisierten Haut *natürlich* nicht nur kreativ Dionysisches, sondern auch Gift und Gefahr und Destruktion. Ich und du, wir alle haben das Böse in uns. Zu fragen ist deshalb gegen alle bisherige Emphase, ob denn tatsächlich das Gegenwissen des Unbewussten immer realisiert werden müsse. Vielleicht ist es ja diabolisch. Warum soll denn das NochNicht unbedingt ins Leben drängen dürfen, als wäre es klar das Gute? Muss sein Wollen nicht vielleicht verhindert werden? Versteckte Allmachtslust und Tötungsfreude, Verdrehungen fataler Art – ist es nicht wichtig, dass sie versteckt bleiben, definitiv verdrängt? Das Unbewusste ist nicht nur die gute Mutter, sein Vorzeichen ist Unberechenbarkeit. Es ist in Analogie zum amoralischen Götterensemble zu denken.

Wir sind nicht wirklich befähigt, die Beweggründe Gottes zu beurteilen. Wir bemühen uns, aus menschlicher Sicht zu beurteilen, was gut und böse ist. Gott beurteilt dies alles vielleicht ganz anders. Unsere humanistische Intuition zeigt uns aber beispielsweise, dass wir aus menschlicher Sicht Kriminelle nicht feiern dürfen. Im Gegenteil.

Mag sein, dass du mit deiner Untat letztlich Gutes erschaffst.

Du musst aus menschlicher Sicht trotzdem bestraft werden.

Falls die Liebe siegt, wird dir irgendwann vergeben werden.

Gott hat uns einen ethischen Auftrag gegeben, an den er sich selber nicht halten muss. Was bedeutet dies existentiell?

Schlechte Menschen können unter Umständen bis zu ihrem Tod durchaus glücklich sein, während Tugendhafte oft keinen Lohn erhalten. Aber was sind schlechte Menschen? Verführte, vom Bösen Gepackte, willentlich handelnde Ungeheuer, Wölfe im Schafspelz?

Wenn ich Glück habe, werde ich kaum je zur *Marionette des Teufels (Jung)*, der ja oft so wirkt, indem er das Zerstörerische durch nette Kerle in die Welt bringt. *Es ist erfunden von vollständig harmlosen Gentlemen, von vernünftigen, angesehenen Bürgern.* Und wenn alles in die Luft fliegt, so ist niemand verantwortlich. *Es geschieht einfach, und doch ist alles von Menschen gemacht.*

Existenz und Leben bedeuten an sich schon Schuld (C. G. Jung)

Lebensführungsschuld. Finden wir heraus, worin sie besteht?

Gilt: Als Gottähnlicher kann ich wissen, worin sie besteht.

Oder gilt: Ich werde an einem Gesetz gemessen, das ich nicht kenne.

Im vorpsychologischen Denken wurde das Böse, das Normverletzende, vom Kollektiv abgespalten und zum Beispiel dem schwarzen Bock rituell aufgebunden und in die Wüste verbannt wie in *Leviticus 16* ausgeführt. Immerhin war das schon ein Fortschritt gegenüber der alten Praxis des Menschenopfers.

Natur- und andere Katastrophen wurden lange gedeutet als Racheakt zorniger Götter. Ihnen muss geopfert werden. Durch die Tötung von Menschen kann die Gemeinschaft gerettet werden. Am besten, man findet Schwache oder Fremde. Sie sind wahrscheinlich ja schuld an allem. Die Opfer gelten nichts. Bis zum Gründungsmythos des

Christentums: Die Kreuzigung Jesu, die als Opfertod interpretiert wurde, ist der Mord an einem Unschuldigen. Jesus ist das sündenlose reine Lamm Gottes. Das Mitgefühl ist jetzt beim schwachen Opfer und nicht mehr beim siegreichen Täter. Durch die Opferung des Erlösers sollten eigentlich alle Menschen- und Tieropfer hinfällig werden.

Inwiefern sind wir schon in diesem neuen Geistraum angekommen?

Obwohl wir anfällig sind für allerhand Mechanismen, die Menschen zu Verkörperungen des Bösen werden lassen, scheint da und dort ein neuer ethischer Traum zu leuchten: Das Böse wird entschärft, indem ich es gedanklich zulasse. Denn es entfaltet sich gerade dann, wenn ich es abspalte, verdränge, oder projiziere. Es gedanklich zulassen heisst nicht grundsätzlich es zu tun oder es gutzuheissen. Es gilt zu wissen, dass es ist, statt es moralisierend oder mit verharmlosender Systemtheorie wegzuretouchieren. In gewisser Hinsicht muss ich ihm sogar existentiellen Raum geben: Wer alles Ungerade scheinheilig vermeidet, kann nicht erlöst werden. Wer ein schattenloses Leben führen will, wird vom Schatten eingeholt, wird vielleicht krank. Wer nicht, wenn es Zeit ist, von der Norm freiwillig abrückt, wird unfreiwillig verrückt. Das wirkliche Leben beginnt mit einem Akt des Ungehorsams. *Alles, was wir tun, ist für irgendwen böse (Joseph Campbell).*

Liebe deinen Nächsten wie dein Böses. So radikalisiert *Erich Neumann* die Frage nach Ganzheit. Wir seien für unser Unbewusstes verantwortlich. Ich kann mich nicht mehr herausreden. Der Auftrag, meiner bewusst zu werden, ist oberstes Gebot: um der Ganzheit willen. Allerdings – das Böse, auch als integriertes, verschwindet nicht.

Ehre die Finsternis wie das Licht, so erleuchtest du deine Finsternis. Wenn du die Finsternis begreifst, so ergreift sie dich. Sie kommt über dich wie die Nacht mit blauen Schatten und unzähligen schimmernden Sternen. Schweigen und Friede kommen über dich, wenn du anfängst, die Finsternis zu begreifen. Durch das Begreifen des Finstern, Nächtigen, Abgründigen in dir wirst du ganz einfach. C. G. Jung

Marc Aurel fordert zur Praemeditatio malorum auf: zur meditativen oder aktiven Imaginationsübung, in der man sich die Welt in ihrer bösen Verfassung und Lächerlichkeit vornimmt. Betrachten wir die Welt vom Standpunkt der Natur aus, werden alle Werte zu Typhos, wie es bei Marc Aurel heisst, zu Qualm und Dunst, zu nichtiger Pracht, zu künstlich aufgeblasenem. Was bleibt, ist die unausweichliche Verkettung von Ursachen. Der Mensch: Gestern Schleim, morgen Mumie oder Asche.

Es ist gefährlich, die archetypische Macht von Destruktion zu verharmlosen. Dass Schöpfung und Zerstörung dialektisch verbunden sind, scheint evolutionslogisch unaufhebbar zu sein. *Das Leben besteht im Verzehren anderer Geschöpfe (Joseph Campbell)*. Wir Menschen halten diesem Gesetz unsere ethischen Setzungen entgegen. Und auch wenn die Bestimmungen von Gut und Böse relativ sind, intuitiv spüren wir, dass uns Mächte und Gegenmächte zu bestimmen versuchen. Es ist, als wären wir in bestimmten Extremsituationen von aussen, von drüben gesteuert. Das archetypisch Böse können wir nicht integrieren. Ich bin dankbar, wenn ich ihm nicht begegnen muss, wenn es mich nicht ergreift, mich nicht zerstört. Und ich nicht zerstören muss.

Hilft mir der Sublimierungsauftrag, der da lautet: Lerne, das Destruktive in Symbolisches zu verwandeln, soweit es in deiner Macht steht? Gelingt es mir, das Verbindende zu erkennen und als wichtiger zu erachten als das Trennende, als die mich befallenden destruktiven Affekte, als die meinen Wunden entstehende Wut?

Wir stossen an Grenzen der Sublimierung, halten selten die andere Backe auch noch hin.

Aber wir wüssten es: Verwandlung, nicht Verdrängung ist die Lösung. Jene befruchtet, diese rächt sich. Als Heimsuchung. In jedem Nein steckt noch ein Schatten des Verneinten. Wenn Du Jude bist, bist du als solcher immer auch ein Gespenst Ägyptens, wie *Freud* aufgezeigt hat. Und was dich vom Feind unterscheidet, die Beschneidung, verbindet dich mit ihm. Wenn du Christ bist: Bedenke, Jesus war ein Jude.

Wie, wenn man den musikalischen Nero zum Popstar statt zum Kaiser gekrönt hätte? Wenn der 18jährige Hitler in die Wiener Akademie der Künste aufgenommen worden wäre und nicht ein beleidigtes Pseudogenie hätte werden müssen? Wenn gewisse Personen, die später Präsidenten von Amerika wurden, nicht vom Alkoholismus geheilt worden wären?

*

Wenn wir nicht moralisierend, nicht religiös und nicht nur psychologisch über Individuation reden wollen, wie denn dann? In welcher Sprache?

Eine Sprache der Ästhetik wäre uns vielleicht näher. Der Begriff der Ästhetik der Existenz enthielte die Idee der reflektierten kunstanalogen Gestaltung meiner Lebensräume, Räume, in denen ich mich als frei erlebe. Geht es also doch um Perfektion, mag man sich nochmals fragen? Um schöner leben, wie ein

Hochglanz-Lifestyle dies will? Geht es um Fitness, Gesundheit und Jugendlichkeit? Ich leugne nicht die Faszination, die von diesem Wünschen ausgeht. Schon früh suchte man den Jungbrunnen, dessen Wasser dem Eintauchenden ewige Jugend verspricht. So etwa *Juan Ponce de León*, der 1513 auf seiner Expedition nach Florida vergeblich nach dem verheissenen Brunnen suchte.

Was soll das bedeuten, seine Existenz kunstvoll zu gestalten?

Es geht um Schönheit, um Schönheit – ohne Negation des Hässlichen. Es geht um jenen poetischen Moment, zu dem ich Ja sagen kann. Es geht um die Aura, das Leuchten, die Grazie, aber auch die Fragwürdigkeit eines dunkelschönen Augenblicks, eines trüben Ereignisses, auch des Denkens. Es geht um das Ja zu Eros und Thanatos.

- Zur Individuation gehört, dass mein Ich trotz seiner angestrebten Autonomie vom Selbst sich beflügeln lässt, von einem grösseren Wirkungsraum, als mein Ichregime zu überblicken vermeint.
- Dazu brauche ich ein sensibles und kreatives Verhältnis zu meinen Teilpersönlichkeiten. Ich bin gespalten und verdoppelt. Ich muss lernen, zu meinen Ichs Du zu sagen.
- Ich suche nicht Perfektion, sondern Fülle – und lebe damit, dass ich letztlich dennoch Fragment bleibe.
- Ich sage Ja zum noch nicht Gelebten, wenn ich den Impuls seines Drängens spüre. Ich gebe ihm Raum, meiner Vollständigkeit zuliebe. In diesem Raum entstehen neue

Verbindungen, aber auch neue Differenzen. Diese können mich oder dich unangenehmerweise von dem abbringen, was wir für unsern Weg gehalten haben.

- Ich will mit dir im Gespräch sein so wie ich mit mir selber einen Polylog führe. Und ich möchte, dass wir als miteinander Redende den weitenden Plural um uns herum mithören. Ich bin mit dir verwandt und halte deshalb Differenzen aus. Wir lernen zusammen zwischen Projektion und Erkenntnis zu unterscheiden. Meine Fragen sollen dich erheben. Und ab und zu lassen wir das Rauschen, wenn der mystische Augenblick es will.

Die Fähigkeit zur Gestaltung und Umgestaltung meiner Lebenswelten und Beziehungen hat zur Voraussetzung, dass ich differenziert wahrnehmen, dass ich lesen kann, was der Fall ist, ohne mir etwas vorzumachen, dass ich zwischen den Zeilen lesen kann und über die Texturen hinaus (intellegere und relegere und andere Aspekte von dem, was wir Religion nennen, wie oben schon erwähnt). Das Tatsächliche muss ich einsehen, als wäre dies vorbehaltlos möglich. Und muss mich dann von dieser Verengung wieder lösen. Denn ich sehe die Dinge nicht so, wie sie sind, sondern durch die Linsen meiner Lieblingstheorien hindurch. Es gibt kein Sehen ohne Theorie, und diese konstelliert im besten Fall teilnehmendes Erkennen. Ich sinne und hintersinne mich. Und lasse es dann wieder. Nicht denken ist manchmal hilfreicher. Lesen und Wiederlesen ist noch nicht der Inbegriff von Lebenskunst. Denn nicht nur Lesemeister sollten wir werden, sondern *Lebemeister*, wie *Eckhardt* sagte. Und das werden wir dank dem weitenden Durchzug des ganz Anderen quer durch die Strenge unserer Analysen.

Manchmal führt die andere Seite zu einem mehr oder weniger harmlosen Schattenspiel. Harmlos bleibt es, wenn ich den nicht akzeptierten Schatten gestalte, statt ihn nur an andern fanatisch zu bekämpfen. Der bekannte Autogegner und Umweltaktivist muss sich eingestehen, dass er selber eigentlich Autofan ist. Was tun? Er kauft ab und zu einen wunderschönen Oldtimer, aber er fährt alle diese Autos nicht. Er mietet einen grossen Raum, wo er sie unterbringt und sie regelmässig bestaunt und pflegt. Nur seine intimsten Freunde wissen davon.

Von existentiell Bedeutenderem wird in der Jonasgeschichte berichtet:

Was hat sich der Prophet wohl gedacht, als er sich dem Willen Gottes widersetzte und nicht nach Ninive ging, sondern genau in die entgegengesetzte Richtung? Ist er einfach rebellisch oder durchschaut er gar Gottes Absicht besser als dieser selbst? Diese wunderbare kleine Jonagegeschichte kann auf die Frage hin gelesen werden, ob Gott – oder wenn wir so wollen: das Selbst – tatsächlich immer besser weiss als ich, was Sache ist. Als Jona schliesslich Gott doch gehorchen wollte, änderte dieser seinen Plan. Diese Irritation lässt Jona suizidal werden. Sowohl Gott zu durchschauen als auch ihn nicht zu durchschauen führt in eine Krise. Umso mehr, als auch Gott schwankt. Und noch mehr die unbewussten Menschen, die nicht wissen, *was rechts oder links ist. (Jona 4, 11)*

Weder Erkenntnis noch Moral scheinen zu helfen. Sind Philosophen nicht unmenschlich, wenn sie Logos und Nomos zur alleinigen Richtschnur ernennen? Wenn der Nomos (die

strenge sittliche Norm) der Massstab ist, wenn es der Logos ist, fällt das darunter und nebenher Wirkende, das Dionysische, aus der Theorie heraus. Aber was ist der Logos – ein Begriff, der in Platons Werk weit über 2000 mal auftaucht und immer wieder andere Bedeutungsnuancen hat? Platon war hin- und hergerissen in der Beurteilung dieser Frage.

Für *Sokrates*, durch den *Platon* spricht, ist künstlerisches Tun, weil es denknormensprengend ist, ambivalent. Dichten etwa ist *göttlicher Wahnsinn, Besessenheit*. Dichter pflücken aus honigströmenden Quellen in den Gärten der Musen betörende Gesänge, herumfliegend wie die Bienen. Derart bildhaft spricht *Sokrates*. Wo bleiben da Erkenntnis und Moral? Der Philosoph ist unzufrieden. Aber die Kunst gestaltet die Fragen von Erkenntnis und Ethik eben anders. Sie sprengt den Logos. Für uns Spätmoderne ist Kunst zwar durch und durch gegenwärtig und prägend. Sie ist dermassen allgegenwärtig, dass unterdessen zu fragen ist, ob nicht verlorengelut, was ihr starkes Moment wäre, das *Sokrates* dann doch wieder bejahend beschreibt als *Erregung und Übertragung von Kraft, von Begeisterung und Enthusiasmus*. Spätestens *Nietzsche* hat, wie oben schon skizziert, alles bloss Rationale wieder über- und unterschritten, indem er von den Wurzeln her den Rausch im Sinne der *Gesamtentfesselung aller symbolischen Kräfte* ins Spiel brachte, eine Kraftsteigerung und dionysische Fülle, die Verwandlung ermöglicht. Nicht nur das Denken, sondern wie gesagt die Rückkehr ins Vorsubjektive, Sinnliche, ins Physiologische ist die Quelle kreativer Gestaltung. Damit ist allerdings nicht das Barbarische um seiner selbst willen gemeint, nicht dumpfmachender Hexentrank, sondern Kräftespiel, das auf das Bilden von Form sich einlässt. *Der menschliche Geist besteht im Widerstreit von ästhetischer Kraft und vernünftigen Vermögen* (*Christoph Menke*.)

Echte Entwicklung ist gemäss Nietzsches Formel an die *Duplizität des Apollinischen und Dionysischen gebunden*. Der Künstler kann so (wie oben der Held) gleichnishaft für Lebenskunst stehen: als Symbol für Abweichungsfähigkeit, für ein unkonventionelles Intonieren von Problemlösungen, für die Fähigkeit, spielerisch zu entwerfen und zu verwerfen, für Planung und Schaffensrausch, für die Kompetenz, die Bandbreite von Realität auszuloten und zu erweitern, für das Sprengen wissenschaftlicher Weltbilder, die wir unterdessen nicht mehr für Weltbilder, sondern für die Realität halten, für die dunkle Seite des Rationalen, für Blickwinkelveränderung überhaupt, insgesamt also für eine Haltung, mit der er, der Künstler, auf Brüche, auf Diskontinuitäten selbstmächtig reagiert.

Wir haben selber Gesundungstrank und Gift aktiv zu dosieren, das eigene Mass zu finden, Selbstverwirklichung als Individuation zu verstehen, die nicht nur die Verwirklichung meiner kleinen Lüste und meiner arroganten geistigen Blasiertheiten sein sollte. Sondern? Im praktischen Lebensvollzug sind Ordnung und Chaos situativ kunstvoll zu mischen. Selbst Apollo greift begeistert zum Weinkelch, insbesondere wenn er mit seinen Musen umgeht. *Dulce est desipere in loco: Es ist süss, sich unvernünftig gehen zu lassen – am rechten Ort*. Umgekehrt ist im chaotischen Abgrund die Botschaft zur Wandlung verborgen.

Weder muss ich mich klein machen oder machen lassen, ich darf das Gegebene überschreiten, ohne diese Grandiosität wären wir Tiere geblieben; noch darf ich umgekehrt verkennen, wann narzissmusüberwindendes Dienen und Kooperation geboten sind. Und wann die Einsicht, dass ich da oder dort nichts

ändern kann, sondern aushalten muss, was nicht zu ändern ist. Demut heisst seit *Luther* diese Haltung. Das Wort mag uns unsympathisch sein, denn verordnete Demut pervertiert zur Demütigung. Umgekehrt wurde Demut selber als Wert denunziert: In der Herrenmenschen-Philosophie der Nazis war Demut, die der Faulenzerei entspringe, das größte Übel. Als neue Zurückhaltung wäre sie heute angemessen zu thematisieren, als das Bewusstsein unendlichen Zurückbleibens hinter ehrgeizig erstrebten Vollkommenheiten, nicht als Spiessermoral, sondern als Zurücknahme der eigenen angemassen Herrlichkeit zugunsten eines wirklichen Geistesflugs zur höchsten Höhe (ein Weg, den beispielsweise *Meister Eckhardt* dialektisch entfaltet hat).

Wir suchen oft zu weit, importieren naiv exotische Denkfiguren oder verfallen engem Glauben, den wir für Weite halten, üben und meditieren und bleiben doch dieselben. Ist das nicht bitter? Transformieren wir uns nicht am ehesten dank ungewollten Leidensgeschichten? Durch das uns Aufgezwungene? Fallen unversehens vom Pferd, geblendet von göttlichem Leuchten, werden so von *Saulus* zu *Paulus*, sind Umgewendete, Umgedrehte in einem Nu – und sind doch derselbe Charakter geblieben: stürmisch, cholerisch, von einer Mission fanatisch getrieben. Der Pfahl im Fleisch ist noch da. Inwiefern bin ich nach der *Metanoia*, der Umkehr des Denkens in der Tat ein anderer? Und bin ich ein anderer, wenn ich nur schwarz und weiss vertausche, von einer Radikalität in die andere stürze? Betrachten wir es so, gibt es keine Konversionen, sondern nur Umbesetzungen, weil wir uns lediglich im Rahmen der immer schon gegebenen Disposition drehen und wenden, *in der Form, in die wir hineingeboren worden sind. Oswald Spengler*

Künstler der Individuation sind wir, wenn wir wie gesagt das, was wir tun oder erleiden, im Spiegel unserer Phantasien und Träume und in den Antworten unserer Mitwelt reflektieren. Der Traum ist das Gegenbild zum verblendeten Bewusstsein, auch wenn er mit Gedankenabfall und Bruchstücken des Alltags spielt. Unsere Versuche, uns vor uns selber in Deckung zu bringen, stellt der Traum in Frage. Er ist insofern Natur, als er unwillentlich Austragungsort der psychischen Wahrheit ist. Er dient der heiligen Vollständigkeit. Jede geträumte Bagatelle hat eine Tiefendimension. Wir sollten lernen, Bilder zu lesen. Einfach ist es nicht, *der Selbstentfremdung, mit der das Dasein geschlagen ist*, hilfreich nachzugehen, in der Deutung und über diese hinaus die Erfahrung zu ermöglichen, *für sich selbst verstehend zu werden und zu sein*. *Martin Heidegger*

Ein Riss geht durch mich und dich hindurch. Ich werde immer wieder herausgerissen aus in sich versunkener und verstockter Identität. Und genau dieser Riss wird zu einem Widerstreit, der zur seelischen Wahrheit führt. Zu einem Ja, das nicht plumpe Affirmation ist, aber doch, so *Foucault, das Profil einer sichtbaren Schönheit* haben kann.

Welch ein Vorschein von letztem Ergriffensein, wenn ich bis zur nächsten Herausforderung aufgehoben bin in etwas Grösserem, Umgreifenden. Ich kann hinterher sagen: Jetzt weiss ich, was das Selbst im Unterschied zum Ich meint. Ich war in der Mitte des Kreises, wenigstens annähernd, fast ungebrochen. Es war, als wäre ich nicht mehr ICH gewesen. Ich fiel aus der dualistischen Seinsmetaphysik heraus ins NichtSein, das das Sein ist.

Und ich schweige, um mich nicht zum Gespött zu machen.

Denn anderntags schrillt wieder der Wecker. Schön wäre es liegenzubleiben. Zu lieben und sich lieben zu lassen. Dann Frühstück mit dem Menschen, der es gut meint mit einem. Was wir für Pflicht halten, ruft aber in andere Richtung. Rasch sucht man zusammen, was man heute unbedingt braucht, stürmt zur Haltestelle, ist umgeben von lauter Fremden, die nicht aussehen, als hätten sie eine glückliche Nacht hinter sich. Schüler, die noch rasch die Aufgaben machen, laute Telefongespräche über Nichtigkeiten. Man setzt sich am besten Kopfhörer auf und igelt sich ein, lässt sich wegtragen dank Verwendungsmusik.

Dann trifft man die Kollegen. Freut sich, ärgert sich. Zu wem aber habe ich starke Beziehungen? Hat sich schon wirklich und wirksam gezeigt, dass die, die ich für Freunde halte, als Freunde sich erweisen, wenn ich an Attraktivität verliere samt dem, was mich umstellt? Wer bleibt mir treu, wenn ich krank bin, gescheitert bin, alt werde? Wie gehe ich um mit zunehmendem Verlust von Unabhängigkeit, die wir so sehr mit der Würde des Menschen verknüpfen?

Ich bin nie wirklich autonom. Das Gesetz, das ich mir gebe, wird früher oder später in Frage gestellt. *Als du jünger warst, hast du dich selber gegürtet und bist gegangen, wohin du wolltest. Wenn du aber älter wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst. Joh. 21, 18*

Individuation ist deshalb gerade nicht selbstherrlicher Individualismus, sondern relative und relationale Selbstbestimmung. In Beziehungskontexten, dialogisch, im Austausch von innen und aussen, von ich-überschreitendem und ich-zurücknehmendem Tun ereignet sich das, was ich als sinnhaft erlebe.

Es ist der Eros, das Ereignis des Zur-Welt-Kommens, der Impuls zum Du, was Individuation von blosser Ichverwirklichung unterscheidet.

Damit Sinn wird, muss durch die Sinne ein Übersinnliches durchscheinen.

Deshalb misstraue ich jenen, die behaupten, allein mit ihrer naturalistischen Welterklärung durchs Leben zu kommen. Wissenschaft erklärt das Höhere durch das Niedrigere, das Geistige erforscht sie, indem sie Hormone, Gene, Neuroprozesse untersucht. Die Liebe aber habe ich in ihrem Wesen nicht verstanden, wenn ich sie als ein Oxytozin-Ereignis erfasse.

Die Liebe ist die Suche nach dem Verlorenen. Sie will hinaus, sie transzendiert. Sie ist meine Metamorphose in dir, deine in mir.

Sie ist über alles Sexuelle hinaus das Streben nach Vereinigung mit dem, womit ich ursprünglich immer schon eins bin. Sie ist das Amen des Universums.

Ich pflichte *John Cottingham* bei, der fordert, dass das Dreieck von Philosophie – Psychoanalyse – Religion in ein Dreieck der Harmonie zu verwandeln sei und füge bei: Es wäre mit der Schwester *Kunst* zu einem Viereck zu ergänzen.

Nochmals eine kleine Annäherung an *Sokrates*. In seiner Nähe geraten wir in einen Taumel – weil er verwirren will. Nietzsche erzählt, dass einer zu *Sokrates* gesagt habe, er sei ungeheuerlich und berge in sich die schlimmsten Begierden und Laster. Darauf habe *Sokrates* geantwortet: Du kennst mich anscheinend gut! In *Platons Gastmahl* erscheint er als Silen, als eine Art dionysischer Dämon, halb Mensch, halb Gott. *Kierkegaard* nennt ihn einen Kobold, einen hinterlistigen Neckgeist. *Sokrates* maskiert sich. Er ist ein Verstellungskünstler. Mit seiner

ewigen Fragerei verunsichert er das Gegenüber. Er verstellt sich ironisch, weiss, dass er die Lösung nicht hat und bringt mit seinen Fragen den andern dazu, sie selber zu finden. Sein Ziel ist, *einen Menschen hineinzutäuschen in das Wahre. Pierre Hadot.*

Was daran ist nun lebensklug oder gar weise? Ist jemand, der sich verstellt, ernst zu nehmen? *Kierkegaard* nennt diese Methode *indirekte Kommunikation*. *Xenophon* aber ärgerte sich, dass *Sokrates* nie endgültig definierte. Sag doch endlich, was Gerechtigkeit eigentlich ist! *Sokrates* antwortet ihm, dass die Wahrheit nicht mit Worten kundgetan werden könne, sondern durch das Tun. Es geht darum, die Gerechtigkeit zu leben, das Wahre, Gute und Schöne nicht zu definieren, sondern zu praktizieren. *Sokrates* liebt zwar das Reden, aber er zeigt immer wieder, dass es in Aporien führt.

Das ist der letzte Ernst der Philosophie: dass sie gelebt werden muss.

Dann zeigt sich, wer wir sind und – was wir nicht sind. *Sokrates* ist nicht weise. Aber als Weisheitssuchender ist er weiser als jene, die sie endgültig gefunden zu haben glauben.

Der Weg der Individuation beginnt also nicht mit der hastenden Suche nach Totalität und Harmonie und endet auch nicht da. Es beginnt mit brüchigen Phantasien. Diese stellen sich vor mich hin, um zu zeigen, dass ich nicht einfach Ich bin, dass das Ich – Sein als fixe Identität gar nicht das Gewollte ist. Wie und woraufhin verknüpfe ich diese Imaginationen? Wie komme ich zur Einsicht, die oft eher von den Rändern her, vom Vorläufigen, vom Abschweifenden her kommt? Irrendes Suchen. Das Selbst – manchmal gerade nicht Mitte, sondern beiläufig hineinspielend. Voll Wahrheit. Jenseits von Kopf und Bauch. Überdies und ausserdem.

Der perspektivische Relativismus, der unser Alltagsleben und -denken bestimmt, durchaus sinnvollerweise, ist im Selbst insofern aufgehoben, als es selber in sich differenzierte Einheit ist, Unus Mundus, aber die Zwei, das Mehrere enthaltend. Lich- tend, auch wenn es Schattenwahrheit ins Spiel bringt. Das uns wohlthuend Zukommende und *das für uns Unbekömmliche*, wie *Odo Marquard* schlicht das Böse definiert. Wollten wir es in An- lehnung an die Gedankenwelt von *Dogen* formulieren, dann ginge es darum, die Gegensätze wahrzunehmen und sie zu- gleich zu transzendieren. Ja zum Pluralismus, zur polytheisti- schen Vielfalt, ja zur Zerstäubung des Einen, das trotzdem das Eine ist. In bildhafter Analogie gesagt: Wasser ist diamanten funkelnde Oberfläche, ist veränderliche Flüssigkeit, ist H₂O, Le- benswelt von Fischen, Nahrung von Lebewesen, Element des Taufens und Segnens. Wasser wäre durch Wasser zu sehen und zu denken.

So auch das Selbst: Nur es selbst weiss sich. Weiss mich.

Literatur und Kunst bieten uns beeindruckende Bilder für das Tiefenseelische, für Annäherungen an das von der Mitte her brüchig Gemeinte. Zum Beispiel *Goethes Mignon*: Sie ist faszi- nierend, gerade weil sie ärmlich und bedürftig ist, genau sie führt uns über uns selber hinaus. Die Sehnsucht ist der Be- weggrund, nicht irgend fixierte Weisheit. Die Sehnsucht wirkt, tanzt, schweigt fern von tyrannischem Überhaupt. Wer sie kennt, weiss um die Ambivalenz unserer Seele. Sie will Zuge- hörigkeit und Differenz. Wir sehnen uns nach beidem: nach dem Einen u n d nach neuen polymorphen Gestaltungen.

Der zwitterhafte alchemistische *Homunculus*, wie er etwa bei *Paracelsus* thematisiert wird, ist, liest man diese Phantasmen über ihre Skurrilität hinaus, ein Bild natürlich-künstlicher Ar- beit der Verwandlung, der Kreation des neuen Menschen. Aus dem Verfaulen und Verwesen heraus, der alchemistischen

Putrefaktion, wird das Neue – dank dem Arcanum, der richtigen Dosis. Es entsteht schliesslich ein Kind, das immer wieder als Mythologem für den schöpferischen Genius steht, als Bild religiöser Erneuerung, als Keimträger neuer Kultur in Zeiten des Verfalls. Das Kind ist im hermetischen Christentum der innere Christus, das Selbst. Als neuer Hoffnungsträger ist dieses archetypische Kind stets bedroht: das Jesusknäblein durch die mörderische Mobilisierung des Herodes; Krishnas Leben ist bedroht durch die vergiftete Milch seiner Amme. Das Werden des Neuen ist gefährdet. Wo das Rettende ist, wächst auch die Gefahr. Die spirituellen Alchemisten thematisierten die Hoffnung auf das Neue so, indem sie innere Wandlung als Transmutationsarbeit im Labor praktizierten, Goldsynthese anstrebten, symbolisches Gold aus realem Dreck, bis das eigentliche Ziel, der Stein der Weisen (lapis philosophorum) sich zeigen würde.

Postmoderne Transhumanisten nehmen den Gedanken des neuen Menschen, des Übermenschen allerdings wörtlich: Vielleicht gelinge es, einen natürlich-technoiden Homunculus zu erschaffen. *Dank biotechnischen Revolutionen, Neuropharmakologie, chirurgischer Selbstarbeit am eigenen Körperprofil und Optimierung kognitiver Fähigkeiten wird der Mensch das Projekt seiner selbst. Dem Chip im Kopf gehört die Zukunft und die Welt. Renate Reschke*

Was hiesse Individuation dann?

Blicken wir an dieser Stelle lieber zurück: auf *veraltungsresistentes Menschheitswissen (Wolfgang Kersting)*.

Ein posthumanistisches Ethos darf nur ein humanistisches sein. Wer „humanistisch“ leben will, will menschengemäss leben, also nicht tierisch und nicht göttlich. *Aristoteles* hat drei mögliche Lebensweisen unterschieden: Man lebt entweder genussorientiert, das hat er dem Privatier zugestanden, oder man richtet sich nach den bürgerlichen Tugenden, das gilt für die Mehrheit, oder drittens, man ist Philosoph und führt ein kontemplatives, fast schon göttliches Leben, was nur zeitweise möglich ist. Wir würden heute sagen, jeder Mensch soll eine Mixtur aus diesen drei Varianten leben können, was humanistisch im modernen Sinne wäre.

Der traditionelle Humanismus sieht im Menschen den besseren Menschen. Das allzu Menschliche blendet er aus. Wir aber müssen heute die Psychologie des Niederen mitdenken, ohne den Menschen pessimistisch auf es festzulegen. Dann erst kann das Überschreitende glaubhaft realisiert werden: die Idee, dass es uns gelingen kann, uns immer wieder der besseren Einsicht zu unterstellen. Auch wenn ich mich an mir orientiere, wirkt eine starke ichtranszendierende Imagination mit. Egoist bin ich zurecht, solange mir aus dem Spiegel nicht einer entgegenblickt, den ich nicht sehen will, nicht aushalte: meine Fratze. Die Frage ist umgekehrt aber auch, ob ich es immer richtig mache, wenn ich Gott gehorche statt meinem eigenen besseren Dafürhalten. Welches Monster hätte Abraham im Spiegel gesehen, wenn er seinen Sohn tatsächlich geopfert hätte? Nun hat ihn aber derselbe Gott, der ihn in die Zwickmühle geführt hat, bewahrt vor diesem Graus. Was soll das? Wir würden heute Abraham wahrscheinlich raten, Gott zu befehlen. Der Mensch ist unterdessen moralisch differenzierter als Gott. Das soll nochmals die Frage aufwerfen, ob ich dem Selbst als dem Inbegriff der symbolischen Repräsentanz des ambivalenten Göttlichen in mir wirklich immer vertrauen darf.

Ist die oberste Instanz immer die schlechthin massgebende? Darf ich ihr widersprechen? Muss ich mich sogar manchmal gegen das Selbst auflehnen? Oder gilt: *Nemo contra deum nisi deus ipse*? Darf nur das Selbst dem Selbst widersprechen? Das Mysterium des Massvollen dem Mysterium des vielleicht be-rechtigt Unangemessenen?

Gibt es so etwas wie das Gewissen, das mehr ist als das durch Erziehung gewordene Über-Ich, nämlich tiefe Verankerung jenseits des Kontingenten? Hilft uns das Bild des *Gewissensrichters, jene idealische Person, welche die Vernunft sich selbst schafft (Kant)*? Und ist es wirklich die Vernunft, die das Mythologem des Gewissensrichters erfunden hat? Das Gewissen: Spiegel des grossen Menschheits-Wir ...

Das Befolgen des in Stein gemeisselten *Du sollst nicht* ist noch keine autonome ethische Entscheidung. Bewusstwerdung führt zwangsläufig in moralische Provokationen. Eine situationsangemessene ethische Entscheidung ist das Ergebnis des Zusammenspiels von bewussten und unbewussten Faktoren. Ob wir uns für eine zerstörerische Lösung entscheiden oder für eine vernünftige – wem steht es zu, letztlich zu beurteilen, was richtig ist? Gnadenvoller Augenblick, in dem das sich Widersprechende in Schönheit zusammenfällt.

*

Wenn die Sprache der Moral, der Religion und der Psychologie ermüdet, bleiben uns, wie wir gesehen haben, immer wieder die Versuche, in Metaphern der Kunst zu reden. Hier nochmals zwei frühe Beispiele:

- Der Neuplatoniker *Plotin* sagte: *Wenn du siehst, dass du noch nicht schön bist, so tu wie der Bildhauer, der von einer Büste, welche schön werden soll, hier etwas fortmeisselt, hier etwas ebnet, dies glättet, das klärt, bis er das schöne Antlitz an der Büste vollbracht hat! So meissle auch du fort, was unnütz und richte, was krumm ist, das Dunkle säubere und mach es hell und lass nicht ab, an deinem Bild zu handwerken, bis dir hervorstrahlt der göttliche Glanz ...*

- *Marc Aurel* spricht manchmal auffallend brüchig, als hätte er schon unsere spätmoderne Skepsis gegenüber ungebrochener Harmonie reflektiert: *... wenn Brot gebacken wird, so brechen einige Teile auseinander, und was nun so klafft, und gewissermassen im Widerspruch steht mit dem Vorhaben des Bäckers, sticht irgendwie hervor und erregt in eigentümlicher Weise den Appetit zum Essen. Und wiederum sind die Feigen, wenn sie ganz reif sind, aufgesprungen, und bei den überreifen Oliven fügt eben der Übergang zur Fäulnis der Frucht eine besondere Schönheit zu.*

Das Ich, das sich selbst Gegenstand der Einübung, der Askese (ganz im ursprünglichen Sinne von *etwas intensiv bearbeiten*) und der ästhetischen Arbeit ist, wird einerseits relativiert und wächst andererseits in paradoxer Weisheit über sich hinaus. Dabei müssen wir uns immer auch messen lassen an dem, was wir argumentativ in die Welt setzen, was wir behaupten, was wir moralisierend an andern herabsetzen. Wie sehr deckt sich, was ich sage, mit dem, was ich lebe?

Die Antwort kann kompliziert werden. Gerade weil ich etwas proklamiere oder verspreche, ist es vielleicht nicht das wirklich Meine:

Er sagt, Takt und Anstand seien für ihn und sein Verständnis von Kommunikation das Wichtigste. Und er verstrickt sich in Kontroversen, in denen er jeden Anstand verliert. Sie sagt, wie schön sie es finde, dass Vertrauen, Ehrlichkeit und Ewigkeit den Sinn der Ehe ausmachen. Und sie gerät in eine dunkle Affäre, die sie verheimlicht und durch die sie ihren Mann und die Kinder preisgibt.

Und wenn wir nun denken: Wie verwerflich! müssen wir zugleich bedenken, dass unsere moralische Empörung ebenfalls Ausdruck einer Unehrllichkeit sein kann. Welcher Balken in meinem Auge bringt mich dazu, Splitter des Ungenügens bei anderen zu sehen? Woran würde mich der oberste Gewissensrichter messen? An dem von mir nach aussen Vertretenen, an meinem Glauben? Nein. Das fiktive Richtergremium, Gott und die junge vor seinem Angesicht spielende oder tanzende Sophia, sie zeigen mir meine Inkongruenzen und meine Selbstgerechtigkeit auf, zeigen auf, was ich bedenkenlos zuliess und was ich zu Unrecht abwehrte. Auch wenn ich nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe, ist etwas dabei im Dunkeln geblieben, wie ich nun, am Jüngsten Tag einsehen kann, am Tag der Selbstoffenbarung der Wahrheit.

Die Idee der Erbsünde trifft da etwas: Der Mensch kann, im jetzigen Zeitpunkt der Evolution, gar nicht anders sein als in einem unheilvollen Zustand. *Der eigentliche Mensch (Karl Marx)* ist noch nicht hervorgetreten. Ich kann das zwar wissen, weiss aber trotzdem nicht durch und durch, worin das Heil bestände. Ich weiche vom Weg, den ich nicht kenne, ab. Bin des-

halb, meinetwegen, Sünder. Obwohl ich vom Baum der Erkenntnis gegessen habe, bin ich nicht in der Wahrheit. Und das wird mir fatalerweise angelastet. Oder wie *C. G. Jung, Erich Neumann* und vor ihnen schon *Nietzsche* pointiert haben:

Unbewusstheit ist Sünde.

In allem wollt ihr verantwortlich sein! Nur nicht für eure Träume!

Trotz des Erkenntnisimperativs werde ich nur Bruchstücke meiner selbst ans Licht holen können. Nur Bruchstücke der Welt überhaupt. *Erst am Ende der Erkenntnis aller Dinge wird der Mensch sich selbst erkannt haben*, ruft *Nietzsche* aus. Dann erst muss ich nicht mehr nur durch einen trüben irdischen Spiegel blicken, perspektivisch verzerrt, sondern darf von Angesicht zu Angesicht schauen, mich erkennend und gewährend, dass ich schon immer erkannt bin. Theophanie. Vollendung des Menschen. Himmel. Und was ist der Himmel? *Dass Gott jedem Menschen im Tiefsten seines Wesens gerecht werden wird (Johannes Paul II.)*

Die mythischen Bilder verlegen die Einlösung unserer Heilsehnsucht in die Zukunft – in eine diesseits werdende, in eine nie werdende, immer ausstehende oder in eine einwirkende, von der her im tiefsten Augenblick, im Kairos, hier und jetzt schon das Ereignis der Wahrheit aufblitzt.

*

Vier ideale Haltungen, um dem Glanz des innern Friedens in diesem Leben schon näherzukommen, tauchen in der Geschichte der Grossen Empfehlungen immer wieder auf.

- Ausgeglichenheit, innere Ruhe, Gelassenheit (etwa im Sinne der *Ataraxia* bei *Epikur*), ein Gesammeltsein in

sich und im Ganzen. Die Frage ist, ob Gelassenheit so weit gehen soll wie etwa bei Goethe, der, vom Islam inspiriert, sich ganz in den Willen Gottes ergeben wollte. Als gäbe es kaum persönliches Werden und Umgestalten, keine Versuche der Sabotage des Schicksals, schreibt er: *Niemand kann sich umprägen und niemand seinem Schicksal entgehen.*

- Freiheit verbunden mit Selbstgenügsamkeit (zum Beispiel Autarkie, wie sie von den Kynikern gefordert wurde). Dazu mag gehören, sich etwas weniger wichtig zu nehmen, als einem zusteht.
- So etwas wie ein kosmisches Bewusstsein (wie es zum Beispiel *Albert Einstein* formuliert hat: *Jeder, der sich ernsthaft mit der Wissenschaft beschäftigt, gelangt zu der Überzeugung, dass sich in den Gesetzen des Universums ein Geist manifestiert, ein Geist, der dem des Menschen weit überlegen ist und angesichts dessen wir uns mit unseren beschränkten Kräften demütig fühlen müssen.*) Oder anders gesagt und in einem gewissen Gegensatz zu Genügsamkeit und Gelassenheit: maximale Exilfähigkeit der Seele. Sie zu dehnen auf das Andere, Fremde hin ist der Bildungsauftrag par Excellence. (Das Genie Einstein, dem Fairness und emotionale Intelligenz eher abgingen, kann allerdings dafür nicht stehen ...)
- Schliesslich und mit letzterem zusammenhängend die Geisteshaltung der Liebe. *Sie ist der Kern aller Religionen, sagt der Dalai Lama.* Ein Satz, der weit über der immer wieder ausschliessenden Praxis der einzelnen institutionalisierten Religionen leuchtet. Liebe in diesem überpersönlichen Sinne gelänge, wenn ich (zunächst

ganz persönlich) zwischen meinen eigenen Widersprüchen Brücken bauen könnte und in der Folge Brücken zwischen mir und dem mir Fremden.

Diese Haltungen versuchten typischerweise grosse Übennde zu erlangen, humorvolle und ernste Menschen, denen es um seelisch-geistiges Wachstum ging – vielleicht zu sehr unter Ausschluss des Schattenhaften. Ganzheit, dieses idealtypische Ziel eines immer auch erschreckenden Weges, ist das Ziel von Individuation, die Integration also gerade auch des Disparaten. Nun heisst aber Integration nicht zwingend, dass sich alles in mir versammeln muss und gewissermassen eingesperrt im innern Kreis verharrt. Fremdgehen im weitesten Sinne des Wortes, Expansion der Fantasie, das Ausleben draussen und daneben kann ganzheitsdienlich sein. Ich agiere aus, um es gelebt zu haben, um zur Erkenntnis zu kommen. Erst dann sublimes Hineinnehmen in die Fülle der Innenwelt.

Meine Anima, den Niederschlag des Weiblichen in mir, erkenne ich dadurch, dass sie auf eine Frau projiziert, mich hinauf- und hinabzieht, in die Unsicherheit. Wer der Beziehung aus dem Weg geht, weil er sich nicht verstricken will, umgeht, was zur wahren coniunctio führt: das Ja zum Sein. *Wer den sichern Weg geht, ist so gut wie tot. C.G. Jung*

Das Weisheitsviereck ist deshalb, damit das Schattenhafte nicht verdrängt wird, zu ergänzen:

Ausgeglichenheit ja, aber situativ gerechtfertigter Zorn, unerwartete Wut, Feuersturm und Empörung können reinigende Einbrüche sein in scheinbar Geglättetes.

Selbstgenügsamkeit ja, aber stürmischer Übergriff, spielerische Grandiosität ad hoc können öffnen für übersteigendes Weiten, für das Offenlegen von Ansprüchen. Riskante Impulse, ein Überschiessen obsessiven Suchens, sinnvoll angereicherte Unbescheidenheit zugunsten einer grossen Idee dürfen manchmal triumphieren über Demut. Diese bleibt indes als Freisein von Anmassung die letztlich anzustrebende Kunst.

Das tröstende Erahnen kosmischer Gesetzmässigkeit ja, aber in Zeiten der Dunkelheit, der Angst, mag uns das Nichts in die Knie zwingen und der überlegene Geist zeigt sich uns als das Absurde, und wir liegen darnieder. Sind so zur körperlich-geistig-seelischen Reflexion aufgefordert. Das sagt wohl der Karsamstagsphilosoph in mir.

Liebe ja, aber so, dass sie die Aufforderung zum Umdenken und Umgestalten mit enthält. Wer so liebt, wie sich das gewisse religiös Inspirierte vornehmen, nämlich alle und alles unterschiedslos anzunehmen und nicht mehr zu werten, muss differenzierter über die Allliebe nachdenken. Ihr Grundgedanke mag gelten: Lebe so, dass dir das Anderssein des anderen zur Quelle der Freude und der Bereicherung deines Lebens wird. Zunächst ist Allliebe formlos. Sie ist immer wieder so zu fassen, dass ihr Überfliessen eine Gestalt annimmt. Aber auch ihr Licht ist nicht schattenlos zu haben.

C. G Jung schildert einen Traum, in dem er nachts an einem unbekanntem Ort sich mühsam gegen einen heftigen Sturmwind durchkämpfen musste. *Ich hielt und schützte mit beiden Händen ein kleines Licht, das jeden Augenblick zu erlöschen drohte. Es hing aber alles davon ab, dass ich dieses Lichtlein*

am Leben erhielt. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass etwas mir nachfolge. Ich schaute zurück und sah eine riesengrosse schwarze Gestalt, die hinter mir herkam ...

Wer ist diese schwarze Gestalt? Jungs eigener Schatten, verursacht durch das kleine Licht, das er vor sich her trug. Was folgt daraus? Das Licht des Bewusstseins ist das einzige Licht, das wir haben. Es ist zwar klein und zerbrechlich im Vergleich zu den dunklen Mächten, aber es ist unser grösster Schatz. Und zweitens: **Der Schatten, der mich verfolgt, ist mein eigener.** In ihn hinein müssen wir vordringen, *vorwärts gegen den Sturm, der mich zurückzudrängen suchte, hinein in die unermessliche Dunkelheit der Welt, wo man nichts sieht und nichts wahrnimmt als Oberflächen hintergründiger Geheimnisse.*

Noch schwieriger als den Nächsten zu lieben ist es, die eigene Wenigkeit samt ihrem Schatten anzunehmen.

Individuation ist nicht ein Weg des Honigschleckens. So wie gerade in grosser Kunst *rupture*, das Unterlaufen der Zusammenhangslogik dem Ganzen dienen kann, so äussert sich im Leben des einzelnen nicht nur Wohlfühlakkord, sondern *zwischen den Blumen, die nicht koexistieren können* (Samuel Beckett) Diskord, Bruch, erschütterndes Korrektiv.

Der Sehnsuchtsraum bleibt offen, kann empirisch nicht geschlossen werden mit realisiertem Traum. Als kämen wir aus

der Zukunft, als hätte unser Werden einen Regisseur im Noch-Nicht, haben wir unser Leben zu gestalten, aus der Hoffnung schöpfend, an der *Evolutionssubstanz (Johannes Stüttgen)* uns abarbeitend. Aber mit Arbeit allein gelingt es nicht. Über sich hinauswachsen ist vielleicht gerade ein Nicht-wachsen. Wir leben unter Endlichkeitsbedingungen. Wir erschaffen uns nicht wirklich, wie zum Beispiel der Philosoph *Wolfgang Kersting* betont. *Wir widerfahren uns*. Ich frage mich immer wieder, wie das zu verstehen ist, dass ich mein Leben entwerfe, während es sich doch ereignet.

Gerne kaufen wir Ratgeber, die zur Gelassenheit raten. *Schmidt-Salomon* hat, liest man den Satz als kabarettistischen Beitrag und nicht als tiefe Erkenntnis, Recht, wenn er dem Wichtigtuer in dir und mir sagt: *Unser ach so bedeutsames Ich ist letztlich nichts weiter als ein virtuelles Theaterstück, das von einem blumenkohlförmigen Organ in unserem Kopf inszeniert wird*.

Darüber nachzudenken, dass das endliche Ich notwendig ist, aber nicht die Mitte, ist ein Anliegen dieses Aufsatzes. *Die Lebensbewegung des Seins selber (Hans-Georg Gadamer)* ist nicht das Ich, sondern das die Unendlichkeit markierende Selbst.

Die entscheidende Frage für den Menschen ist: Bist du auf Unendliches bezogen oder nicht? Das ist das Kriterium seines Lebens. Nur wenn ich weiss, dass das Grenzenlose das Wesentliche ist, verlege ich meine Interessen nicht auf Dinge, die nicht von entscheidender Bedeutung sind ... Indem ich mich einzigartig weiss in meiner persönlichen Kombination, habe ich die Möglichkeit, auch des Grenzenlosen bewusst zu werden. Aber nur dann. C.G. Jung.

In mir, über und unter mir fließt etwas, strömt das Unbenennbare, dem ich trotzdem vertraue.

Trotzdem: Obwohl es das schlechthin Unbekannte ist. Ein Grosser Wille. Man mag von Gott reden. Von einem gleichsam personifizierten Gegenüber. Eine für viele hilfreiche Kindlichkeit. Sie kommt vielen Menschen abhanden. Gott ist nicht. Nicht so. Als personal vorgestellt eine Illusion. Allerdings: Noch wer ohne sie auszukommen glaubt, kommt nicht von ihr los. Trotzdem vertrauen: Obwohl Gott nicht nur dieses ist, sondern auch jenes, Eleganz unendlicher Liebe und immer wieder auch Bruch und Widerspruch.

Er habe selten so etwas Schönes gesehen wie den ruhig gelassenen Flügelschlag des Riesenflughundes, schreibt der Autor und Künstler *Robin Detje*. Aber: Über den Urin ist das Fledertier Überträger zweier für den Menschen tödlicher Viren. *Eleganz und Viren, Eleganz und Schmutz, Eleganz und Tod*.

Den Tod in Auschwitz bald einmal vorausahnend, führt die junge *Etty Hillesum* Anfang der vierziger Jahre ein Tagebuch. Sie schreibt, berührend, weil sie ihre Zerrissenheit nicht verbirgt, berührend, weil sie, eine Art Mystikerin, konfessionsfern sucht und findet: *Wenn man den Tod aus seinem Leben verdrängt, ist das Leben niemals vollständig, und indem man den Tod in sein Leben einbezieht, erweitert und bereichert man das Leben.*

Gelingt mir das?

Der Tod ist gross.

Wir sind die Seinen

lachenden Munds.

Wenn wir uns mitten im Leben meinen,

*wagt er zu weinen
mitten in uns.*

Rainer Maria Rilke